

# CAPRI 22

ZEITSCHRIFT FÜR SCHWULE GESCHICHTE

AUGUST 1996

CAPRI ist eine Zeitschrift für schwule  
Geschichtsforschung. — Herausgeber:

Freunde eines Schwulen Museums in Berlin,

Mehringdamm 61, 10961 Berlin

FON 693 11 72 FAX 694 50 38

Redaktion:

Manfred Herzer, Blicherstr. 61, 10961 Berlin

Druck: Schwulenreferat des ASTA der FUB

ISSN 1431-8024

Öffnungszeiten des Schwulen Museums:

Mittwoch - Sonntag, 14 - 18 Uhr.

\*

## INHALT

*Manfred Herzer*

Ungeheure Unzucht / Unnennbar  
Brudertum

2

Die braune Blume (Berlin 1929)

5

*Raimund Wolfert*

Herman Bang und Berlin

22

Außerordentliches Beispiel der  
großen Verdorbenheit der Sitten in  
England (1793)

31

### BUCHBESPRECHUNGEN:

P. Grupp: Harry Graf Kessler 1868-1937,

München 1996. — W.S.Schlegel: Rolf,

eine zeitgeschichtliche Erzählung.

Frankfurt 1995 (*Herzer!*)

34

# Ungeheuere Unzucht / Unnennbar Brudertum

## Anmerkungen zur schwulen Lyrik und zu braunen Blumen

Vielleicht hat das Wort von der namenlosen Liebe (love that dare not speak its name), mit der manche Dichter der Jahrhundertwende die Homosexualität der Männer bezeichneten, eine Nebenbedeutung, einen Hintersinn, der bisher unbemerkt geblieben ist: Namenlose Liebe könnte auch bedeuten, daß die Dichter nicht wagten oder es einfach für unmöglich hielten, das beim Namen zu nennen, was den Verächtern wie den Freunden der Männerliebe das Abscheulichste respektive das Liebste daran ist, den schwulen Sex. „Euer Lieben scheint ein großer, / Unerfüllbar=namenloser, / Niemals ausgeträumter Traum“, heißt es in einem Gedicht von Josef Kitir<sup>1</sup> aus dem Jahre 1898, daß typisch ist für die in den folgenden Jahrzehnten immer umfangreicher werdende Produktion schwuler Lyrik:

### DIE NEUEN HELLENEN

Wie noch spät im Herbstesweben  
Falter durch die Lüfte schweben  
Aus des Lenzes Seligkeit,  
Kreuzen Menschen meine Bahnen,  
Die mich wunderbar gemahnen  
An der Menschheit Frühlingszeit!

Schön gepaart dem männlich=harten  
Seh' ich einen feinen, zarten,  
Weiblich sanftgestimmten Sinn, —  
Doppelseelen, voll und echter,  
An der Grenze der Geschlechter  
Wandelt ihr vollendet hin!

Froh an kleinsten Blütenspenden,  
Brecht ihr nicht mit kühnen Händen  
Früchte euch vom Lebensbaum,  
Euer Lieben scheint ein großer,  
Unerfüllbar=namenloser,  
Niemals ausgeträumter Traum.

Aber wie auf hohen Firnen  
Liegt's auf eu'ren Götterstirnen  
Wie ein Sonnenblick des Ruhms,  
Wie ein Zug, ein alltagsscheuer,  
Wie ein heiliger, ein neuer  
Hoher Strahl des Altertums!

Allein die Terminologie, die die Dichter hätten verwenden müssen, galt aus ästhetischen, moralischen oder sittenpolizeilichen Gründen als ungeeignet für

<sup>1</sup>Josef Kitir: Die neuen Hellenen. In: *Jahrbuch des Scheffelbundes für 1897*. Geleitet von Oskar Pach. Leipzig 1898, S. 100-101.

ein Sprachkunstwerk. Sie entstammte der Fachsprache der Mediziner respektive der Alltagssprache der Unterschichtbevölkerung, und es gehörte zu den fruchtbarsten Entdeckungen der Dichtkunst im 20. Jahrhundert, die poetischen Eigenschaften der diversen Sondersprachen der Naturwissenschaftler, der Kriminellen, der Ärzte, der Verwaltungsbeamten, der Prostituierten usw. für die Sprachkunst nutzbar zu machen. Die Poesie der Unterschichtsprache, der Sprache des sogenannten Volkes, war natürlich schon lange vorher für religiöse und politische Propaganda genutzt und spätestens von den Dichtern der Romantik in den Dienst professioneller Literaturproduktion gestellt worden. Es blieb aber immer ein nicht verwertbarer Rest, der vor allem das Geschlechtsleben betraf und bis ins 20. Jahrhundert aus der Schriftsprache, der Sprache der bürgerlichen Öffentlichkeit und der schönen Literatur ausgeschlossen blieb. Im Jahre 1906 schrieb der Berliner Schriftsteller Hans Ostwald in seinem Buch „Männliche Prostitution“: „Ebenso wie die Gauner und Landstreicher, wie die Dirnen und Verbrecher ihre eigene Sprache und Poesie haben, besitzen auch die männlichen Prostituierten ihre ihnen eigenen Ausdrücke und ihre ihnen eigene Poesie.“ Ostwald zitiert dann das Gedicht „Berliner Puppenjungen“, das „von einem zwanzigjährigen Prostituierten in Berlin“ verfaßt sein soll.<sup>2</sup> Es ist nicht nur radikal kunstlos und poesiearm, es belegt auch bei seiner Beschreibung des Puppenalltags den Sex für Geld mit einem konsequenten Tabu; Formulierungen wie „das Geschäft“ und „dieses Spiel“ deuten an, worum es geht, und stellen das Gedicht, was moralische Sauberkeit und sittliche Reinheit betrifft, auf eine Stufe mit den Werken der öffentlich sanktionierten Fachleuten für schwule Lyrik wie Adolf Brand oder Stefan George.

Im Zuge der Erkundung von Fach- und Unterschichtsprachen für ihre literarische Brauchbarkeit wagten es dann zunächst nur Außenseiter der Dichtkunst, den schwulen Sex im Gedicht beim Namen zu nennen. Doch mag es kein Zufall sein, sondern ein Zeichen für die damals ganz unterschiedliche Situation der Schwulen in Deutschland und in Frankreich, daß das Ende der Namenlosigkeit in einer anonymen Übersetzung aus dem Französischen eintrat. Im Jahre 1907 erschienen in *Die Opale. Blätter für Kunst und Litteratur*, herausgegeben von Franz Blei und übersetzt von einem Dichter „H.A.“, vier Gedichte von Paul Verlaine erstmals in deutscher Sprache. Die Übersetzung von Verlaines „Monte sur moi“ ist darunter vielleicht die gelungenste und schönste:

<sup>2</sup>Hans Ostwald: *Männliche Prostitution*, Leipzig 1906, S. 84 f.

## STEIG ÜBER MICH . . .

Steig über mich, so wie ein Weib,  
das ich von unten möchte ficken!  
So! gut so! Wenn ich meinen Dicken  
nun bohre sanft in deinen Leib.

Durch Butter gleitend, kann gleichviel  
ich oben deine Lippen fassen  
und meine Zunge spielen lassen  
ihr wildes, geiles, — süßes Spiel;

Und senken tief in deine Augen  
die meinen, tief in deine Brust;  
und aus der schwülen Träume Wust  
die Beute neuer Lust mir saugen.

Ich kose deines Rückens Sehnen,  
der Achselhöhlen zarten Pelz,  
das Haar, den Hals, den feuchten Schmelz  
der Flanken, die sich bebend dehnen.

Dein Arsch, auf meinen Schenkeln reitend,  
beschwert sie seiner süßen Last,  
indes mein Wanst sich hebt voll Hast  
und senkt, auch dir Genuß bereitend.

Und du genießest, Kleiner, wahrlich!  
denn sieh! — wie sich dein Schwanz erpicht  
auf seine Rolle aufwärts biegt  
und schnell sich bläht und wächst beharrlich,

und — großer Gott! — schon zeigt sich, säumend  
den Rosenkelch, ein Tröpflein hell,  
des Glückes Stern, — ich schlürf' ihn schnell  
und lecke, selbst schon überschäumend,

dich nicht zu prellen des Genusses,  
an deiner süßen Eichel dich,  
daß ihrer Fieber Last sie sich  
entlade königlichen Flusses.

Du süße, himmlisch lichter Quellen,  
du hehre Milch! um deine Flut  
steigt dieser Duft, in dessen Glut  
des Lebensbaumes Blüten schwellen;

Und zu dir kommt die Gier, die herbe,  
die bettelnd Linderung begehrt,  
der Bitterkeit, die sie versehrt,  
die Gier nach dir, daran ich sterbe.

Doch herrlich strömt und auserlesen  
die Spende deiner Jugendkraft  
und tauft in ihrem reichen Saft  
mein ganzes glückberauschtes Wesen.

Nach dem ersten Weltkrieg, als die literarischen  
Sitten dank Dada und Expressionismus freier zu wer-

den schienen und neue Themen von der Dichtkunst  
erprobt wurden, die vorher für unmöglich und un-  
denkbar galten, übersetzten die beiden Autoren Curt  
Moreck und Hans Schiebelhuth die vollständige  
Sammlung der schwulen Lyrik Verlaines, die unter  
dem Titel „Männer. Deutsche und französische Aus-  
gabe des Buches *Hombres*“ 1920 in dem Verlag von  
Paul Steegemann in Hannover erschien.<sup>3</sup>

Damit war über den Umweg der Übertragung aus  
dem Französischen ein wichtiger Schritt zur Etablie-  
rung dieses *ungeheuer* neuartigen Motivs in der  
deutschsprachigen Lyrik getan. Natürlich wurde das  
Buch bald darauf verboten und der Verleger wegen  
Verbreitung unzüchtiger Schriften zu einer Geld-  
strafe verurteilt.<sup>4</sup>

Erlaubt war damals nur das, was in Metaphorik und  
Vokabular nicht über die veröffentlichte Lyrik der  
heterosexuellen Avantgarde hinausging. So konnten  
zum Beispiel in der repräsentativen Sammlung der  
Avantgardelyrik „Menschheitsdämmerung“ Verse  
von Georg Trakl aufgenommen werden, die unter  
Rückversicherung beim lieben Gott und beim Tod  
an den Knaben Elis folgende Ansprache richten:<sup>5</sup>

„... ein Dornbusch tönt, / Wo deine mondernen  
Augen sind. / O, wie lange bist, Elis, du verstorben.  
/ Dein Leib ist eine Hyazinthe, / In die ein Mönch  
die wächsernen Finger taucht. / Eine schwarze  
Höhle ist unser Schweigen, / Daraus bisweilen ein  
sanftes Tier tritt / Und langsam die schweren Lider  
senkt...“

Wer mehr wollte, mußte sich entweder in den  
Schwulenzeitschriften wie *Agathon*, *Der Eigene* oder  
*Die Freundschaft* um den Abdruck seiner Gedichte be-  
mühen oder in der Nachfolge von Sagitta eigene Ge-  
dichtsammlungen herausgeben. Dies tat neben eini-  
gen anderen Kurt Hiller, der 1918 in einer Auflage  
von 350 Exemplaren sein „Unnennbar Brudertum.  
Verse 1904 - 1917“ drucken ließ. Zwar bleibt in  
Hillers Gedichten kein Zweifel, daß Freundesliebe  
und Liebblingminne ihr alleiniges Thema sind, aber  
jeder auch nur entfernte Eindruck der Unzüchtigkeit  
wird sorgfältig vermieden. Es könnte durchaus sein,  
daß das eher undeutliche Adjektiv des Titels  
(„unnennbar“) auch in dem Sinne eine Anspielung  
auf das Wort von der namenlosen Liebe enthält, als  
es einen Widerstand gegen die Unterwerfung unter  
das Verbot, den schwulen Sex lyrisch zu benennen,

<sup>3</sup>Wolfram Setz hat 1986 im Berliner Verlag rosa Winkel  
einen Nachdruck dieser Ausgabe veranstaltet, dem er ein  
instruktives Nachwort mit dem Titel „Dichtung und Mo-  
ral“ sowie die vier anonymen Übersetzungen von 1907  
beifügte. In seinem Nachwort berichtet Setz, daß Thomas  
Mann nach der Lektüre der Moreckschen Übersetzungen  
in sein Tagebuch die Worte notierte: „Ungeheuerer  
Unzucht“.

<sup>4</sup>Vgl. Setz, a.a.O., S. 69.

<sup>5</sup>Menschheitsdämmerung (zuerst Berlin 1919), neu  
herausgegeben von Kurt Pinthus. Leipzig 1972, S. 114.

wenigstens andeutet. In der letzten Strophe des letzten Gedichtes beschwört Hiller noch einmal das unnennbare Brudertum. Die Frage, welche Macht denn die Unnennbarkeit erzwingt, wird auch hier nicht zugelassen und durch ein gestrenges Ausrufungszeichen zum endgültigen Verstummen verurteilt.<sup>6</sup>

Aus unsrer Einheit Tiefen spür' ich schlagen  
Musik des Ziels. Unnennbar Brudertum!  
Wenn deine Schultern meine Liebe tragen,  
Trägt meine Liebe jubelnd deinen Ruhm.

Mehr als zehn Jahre und wohl hunderte von schwulen Gedichten später ereignet sich dann in Berlin der nächste Schritt zur Überwindung von Unnennbarkeit und Namenlosigkeit: Ohne Verfasser-, Orts- und Jahresangabe erscheint angeblich in Berlin im Jahre 1929 die Gedichtsammlung „Die braune Blume“, die hier im Folgenden vollständig nachgedruckt wurde. Die einzige Erwähnung dieses erstaunlichen Werkes in der Sekundärliteratur scheint ein Eintrag im „Bilderlexikon der Erotik“ von 1932 zu sein, der folgendermaßen lautet:

„Blume, Die braune. Privatdruck in 310 nummerierten Exemplaren auf deutschem Bütten. O.O.u.J. (Berlin 1929), 8°, 78 S., 2 S. leer. Die braune Blume, die hier besungen wird, ist der Anus. Es sind Lieder eines Homosexuellen, in der Form gelungen und manchmal auch witzig. Bemerkenswert ist, daß der Autor, der es zustande bringt, die ‚Rotunde‘, bekanntlich die Berliner Bedürfnisanstalt, zu besingen, auch manchmal normal fühlt. Eine neuere Auflage ist mit Illustrationen von Marg. Gaal erschienen. — G.“<sup>7</sup>

Die Erklärung für die Titelmetapher, die diese Lexikoneintragung vorschlägt, — die braune Blume ist der Anus — scheint aber unzutreffend, weil die Mehrdeutigkeit des ohnehin nicht besonders treffenden Bildes unberücksichtigt bleibt. In zwei Gedichten der Sammlung, in „Revolution“ und in „Die Regel“, wird die braune Blume noch einmal erwähnt:

„Der Phallus ist das neue Ornament,  
er ragt vereinsamt jetzt und sucht und sucht  
nach einem Widerpart, den niemand kennt;  
denn ach, die alte Votze ward verflucht.  
Dann erst ist eine neue Zeit erfüllt,  
wenn sich der Schöpfungsnebel wieder schließt  
und auch den Phallus wiederum verhüllt.  
Solange, **braune Blume**, sei gegrüßt!“

„Alle geilen Luden  
in den Pinkelbuden  
fass' ich bei der **braunen Blume** an,  
und sie bäumt sich, spritzt und welket dann.“

Im ersten Zitat ist die braune Blume wohl eher Metapher für den Phallus oder für den Sex in Zeiten, da „die alte Votze ward verflucht“. Im zweiten Zitat dürfte vollends klar werden, daß der Dichter nicht den Anus gemeint hat. In dem Gedicht „Im feuchten Park“ wird für den Phallus des Sexpartners noch eine andere Metapher aus der Blumensprache gefunden: die blaue Rose. „... spiele feucht an dir herum und drücke / in den Mund dein glattgeschwollnes Glied./ Aber ehe aus der **blauen Rose** / spritzend sich erlöst der weiße Tau ...“. Die Farbe des Phallus ist ja tatsächlich keine eindeutig bestimmbare Angelegenheit, und ob man ihn überhaupt mit einer Blütenpflanze vergleichen sollte, ist ein technisches Problem der Dichtkunst, das man vielleicht ab besten so bewältigt, wie es der Anonymus der braunen Blume unternahm: mit einem Minimum an Pathos und der größtmöglichen Dosis an Witz und Humor.

Daß die braune Blume die Farbe der Scheiße hat und so zum Sinnbild des Phallus nicht recht passen will, verleitet Unbedarfte, wie den Autor des „Bilderlexikon“, dazu, bei der Lektüre schwuler Lyrik den eigenen Phantasien zu folgen und nicht dem, was tatsächlich in den Gedichten gesagt wird.<sup>8</sup>

In mancherlei Hinsicht ist die braune Blume wohl auch eine Blume des Bösen. Nicht nur mit der Titelmetapher legt der anonyme Dichter den Gedanken einer geheimen Verwandtschaft, („Correspondances“) zum unerreichten Baudelaireschen Werk nahe. Was die Inhalte betrifft, so sind sie natürlich durch Welten von einander getrennt. „Les Fleurs du Mal“ thematisieren aus der Perspektive des heterosexuellen Mannes das Universum der Pariser Sinnlichkeit. Sie werden nur dort ein bißchen unzüchtig, wo sie den Sex und den Tod lesbischer Frauen betrachten („Femmes Damnées“, „Lesbos“) und begnügen sich mit katholischen Blasphemien und Hymnen auf den Tod und auf Frauenschönheit und -grausamkeit. Bei zwei Gedichten in der braunen Blume scheint es sich aber um Transformationen von oder Kommentare zu zwei besonders schönen Blumen des Bösen zu

<sup>8</sup>Eine hübsche zeitgenössische Parallele zu dieser unbedarften und heterosexuell-chauvinistischen Anusphantasie beim Lesen schwuler Dichtung finden wir in der so aggressiven wie naiven Verhöhnung des (ebenfalls 1929 erschienen) Romans „Perrudja“ von Hans Henny Jahn durch den Philosophen Walter Benjamin. Benjamin titulierte den Roman, in dem nirgendwo von Analverkehr oder vom Anus die Rede ist, als „Heimatkunst der analen Zone“ (Benjamin, Ges.Schriften VI, S. 141). — Die „gelbe Blume“ ist übrigens eine der zentralen Metaphern in „Perrudja“. Obwohl Jahn hier unter anderem „Harn, der dem Manne versehentlich über die Hand rinnt“ assoziiert, ist sein Bild der gelben Blume unendlich komplexer und reicher als die braune Blume unseres Anonymus, die ja nur das eine meint, den versteiften Männerschwanz.

<sup>6</sup> Kurt Hiller: Unnennbar Brudertum. Verse 1904 - 1917. Wolgast: Der Kentauer Verlag 1918, S. 36.

<sup>7</sup> Ergänzungsband zum Bilder-Lexikon. Kulturgeschichte, Literatur und Kunst, Sexualwissenschaft. Band VII A-L. (Hamburg: Verlag für Kulturforschung 1932), S. 62.

handeln: Die Gedichte „Die Greise“ und „Das alte Mensch“ können auch als ironische schwule Reverenzen vor „Les petites vieilles“ und „Les sept vieillards“ gelesen werden. Schrecken und Entsetzen beim Anblick der Häßlichkeit alter Menschen ist in allen vier Gedichten die gemeinsame Grundstimmung; die Stelle von Hölle, Tod und Ewigkeit („Débris d'humanité pour l'éternité murs!“) nehmen bei dem anonymen Baudelaireverehrer allerdings die Pißbuden im däm-

mervollen Sommergarten ein, die „schönen Schwänze“ der „kessen Kerle“, die „noch lang“ von dem Taler träumen, den ihnen die armen alten Schwulen niemals zahlen können.

Unserem hier folgenden Neudruck der braunen Blume liegt ein Exemplar der ersten Ausgabe zugrunde, das uns Paul Snijders (Den Haag) freundlicherweise zur Verfügung stellte.

## DIE BRAUNE BLUME

### ERSTES BUCH

#### WIDMUNG AN H. H.

Guter Gönner meiner Aftermuse!  
Euch zu schmücken dieses Osterfest,  
send' ich dies obszöne und abstruse  
opus, das sich nicht verschweigen läßt.

Brecht den Stab nicht über meinen Leyern!  
Auch der dunkle Trieb hat Poesie.  
Meine Muse lebte gern von Eiern;  
und wer liebte Eier so wie Sie?

#### VORSPIEL

Meine leichte Muse hat  
nirgendwo ein Feigenblatt,  
und du brauchst nicht lang zu lösen,  
schauest gleich so Schwanz wie Mösen!

#### REVOLUTION

Wacht auf! Die Zeit ist wieder einmal um!  
Ein neues Ornament erscheint am Bau!  
Das alte Lied, der alte Geist ward stumm!  
Es fiel der Abstand zwischen Mann und Frau.

Im Kosmos ließ die Spannung etwas nach,  
es herrscht ein Appetit nach Zwitterfrucht,  
die volle Form ist weniger gesucht,  
und mancher breitgebaute Schoß liegt brach.

Es ist ein ungeheures leeres Reich  
gegründet worden. Der Propeller surrt,  
wo man die Liebe meint, wird nur gehurt;  
der Held ward Muskelmann und blüht im  
Fleisch.

Der Phallus ist das neue Ornament,  
er ragt vereinsamt jetzt und sucht und sucht  
nach einem Widerpart, den niemand kennt;  
denn ach, die alte Votze ward verflucht.

Dann erst ist eine neue Zeit erfüllt,  
wenn sich der Schöpfungsnebel wieder schließt  
und auch den Phallus wiederum verhüllt.  
Solange, braune Blume, sei begrüßt!

## DAS MILLIÖ

Eigentlich war immer dies mein Sehnen:  
Leben im solidesten Milieu  
unter Bürgertöchtern, Bürgersöhnen  
in Familien von Renommee.

Eine Seite war in meinem Wesen  
ganz dem Bürgerlichen anverwandt  
am Kaffeetisch gute Bücher lesen  
oder diskutieren mit Verstand.

Aber dann floß meine Seele über  
und ergriff von anderen Besitz  
und ich wußte nicht: hab' ich dich lieber,  
schlanke Lotte oder Bruder Fritz?

Und es reiften immer die Skandale,  
ich zersprengte, was ich erst gelenkt,  
oder plötzlich hat mit einem Male  
das Milieu mich in die Luft gesprengt.

## ERINNERUNGEN AN LINA

Eine nette frische Köchin hatten  
wir im Hause, als ich Knabe war.  
Nichts hatt' ich erfahren vom Begatten, und im  
Schoße sproßte mir kein Haar.

Einmal lehnte ich an Linas Brüste  
meinen Kopf und biß sie in den Arm,  
daß sie schlug und aufschrie, und ich pißte  
mir dabei die Hosen naß und warm.  
Lange war sie deshalb mit mir böse,  
ach, ich war vor Sehnsucht nach ihr krank,  
und schon ahnte ich etwas wie Möse  
wenn es manchmal in der Küche stank.

Und ich wartete oft viele Stunden,  
daß sie den berühmten Schlüssel nahm,  
wartete bis sie nach dem gesunden  
Stuhlgang freien Schrittes wiederkam,

stürzte schnell nach dem bewußten Orte  
trotz Gespielen, Hund und Vesperzeit,  
öffnete die angelmüde Pforte  
zitternd und voll süßer Heimlichkeit,

thronte schon auf dem erhabnen Sitze,  
ganz in der Musik der Mückenschar,  
selig, wenn von Linas Körperhitze  
noch erwärmt der wüste Deckel war.

Draußen rief man nah und fern und bange;  
keiner wußte, wo der Knabe blieb,  
während ich geschloßnen Auges lange  
träumend an dem ersten Ständer rieb.

## VORFRÜHLING

O Salvatorzeit und Schweineschlachten  
und Kostümfest oder Ballsouper!  
Jede Nacht woanders übernachten,  
hie und da ein Ausflug in den Schnee!

Viele neue „fabelhafte“ Menschen,  
die man eine kurze Nacht gekannt,  
und die man vielleicht vom Mokkakännchen  
bis zum Morgengrauen du genannt!

Eine hingeknickte Pfauenfeder,  
ein, zwei Liebesbriefe von Geschmack!  
Ende März besitzt das wohl ein jeder  
neben einem durchgeschwitzten Frack.

Aber nun ist Frühling in den Gassen,  
und das Grüne dringt durch den Asphalt,  
in den Läden stehn die Zuckerhasen,  
und die Pelze werden welk und alt.

In den vielen Osterfeiertagen  
sieht man urlaubshalber durch die Stadt  
Grenadiere ihre Frische tragen,  
und die Nutte und die Tunte hat

viel zu schauen und zu tun; nur schade,  
für so manches ist es noch zu kühl,  
und man spricht noch nicht vom Wannseebade  
und bezähmt fürs erste sein Gefühl.

Doch nach Potsdam fährt man mit dem  
Mädchen  
oder mit dem Knaben, so man hat,  
schlendert hin durch das kastrierte Städtchen  
frißt sich früh schon beim Konditor satt,

pendelt dann bei schönen Knospenhecken  
weiter mit der holden Kompagnie  
und beknutscht in blühenden Verstecken  
ihre Knie im Park von Sanssouci.

## DIE BLONDE SKLAVIN

Eine blonde Sklavin möcht' ich haben,  
kräftig und von morgenfrischer Haut,  
wie Barbaren sie den Römern gaben:  
in den Hüften sei sie breit gebaut.

Lange Haare müßte sie mir tragen  
von der Schulter reichend zu den Knien,  
prächtig wallend wo die Brüste ragen:  
welch ein Vorhang da hinwegzuziehn!

Wenn der Leib im Atmen auf- und nieder-  
wogt von der Erwartung sanft bewegt,  
und des Schoßes goldne Wolke wieder  
blond zu blond, Gelock zu Locke legt.

möcht' ich dort das Letzte ihr betasten,  
niedergleitend vom Palast der Brust,  
und in feuchtem Kusse lange rasten  
in der Grotte aller Männerlust.

Und, die Hand an ihrer seidenen Sohle,  
falt' ich ihr die Finger in die Zeh'n  
zum Gebet, wie ich es selbst befohlen,  
als ich einmal dabei zugesehn.

Ach, ihr Bürger! In der Mittagssonne  
solches tun in offnem Gartenzelt  
nackt und schamlos, das ist Götterwonne  
und versöhnet mit der bösen Welt!

Einen blonden Sklaven möcht ich haben  
noch dazu mit leicht gebräunter Haut,  
deren Pore, wie in Honigwaben,  
einen Duft von Männlichkeiten braut.

Ihn im selben Liebeszelt entkleiden,  
langsam, erst das blaugestreifte Hemd  
aus dem Gürtel ziehn, dabei die seiden-  
weiche Taille streicheln, daß er fremd

und befangen lächelt, bis Entzücken  
ihn erfaßt und schüttelt seinen Leib,  
bis ich seinen knabenhaften Blicken  
plötzlich zeige das willfähige Weib.

Nun entdeckt er meine eigene Blöße,  
seine Hände zucken schon danach,  
wie ich ihm den Gürtel eilends löse,  
werden seine Kräfte steil und wach,

und die Hose sinket von der Säule  
seiner Schenkel, und das Hemd fliegt hin,  
zitternd hämmert seine Liebeskeule  
durch die Luft, und ich betrachte ihn.

Welche Pracht von den verwirrten Haaren  
bis zu seinem wohlgeformten Fuß!  
Diese Hüften, diese wunderbaren  
Schultern und der Arme schöner Fluß!

Und dies Kleinod! Keine Frucht am Baume  
hing so reif und harrte einer Hand  
wie dies rosa Horn im Flockensaume;  
und wie Eva, die den Apfel fand,

legte ich die Finger um das große,  
frische, frohdurchblutete Gewächs,  
machte seine samtne Schale lose,  
niederkniend, wonnigen Gelecks,

bis er zuckend mir den Schatz entwindet  
und mit einem stöhnenden „Noch nicht!“  
nun im Blick das Mädchen wiederfindet,  
das vor Geilheit auseinanderbricht.

Taumelnd führ' ich ihn zum Wonnepfuhle;  
und da liegt die brünstige Gestalt,  
einen Arm ums Haupt im Haargewühle,  
einen Finger tief im Liebesspalt.

Und er beugt sich zu der Schönen nieder  
ruckweis wie ein ungeweckter Sturm,  
doch das Mädchen, ungelehrt und bieder,  
hascht nach seinem tollgewordnen Wurm.

Hinter ihm fass' ich des Weibes Knie,  
spreite ihr die weißen Schenkel weit,  
und der Junge stöhnend und mit Mühe  
sinkt begeistert in die Herrlichkeit.

Seiner Backen wunderbare Welle  
bäumt sich auf und nieder wie ein Meer,  
und nun finde ich auch eine Stelle  
für den eigenen, durstigen Liebesspeer.

Zwischen diesen braunen Jünglingsbeinen,  
dorten, wo des Weibes Kleinod fehlt,  
darf ich mich dem holden Paar vereinen,  
glühend und von rotem Rausch beseelt.

Aber er, wie er im Innern fühlet,  
was er außer sich an Lust erkennt,  
krampft beglückt das Haupt zurück und  
wühlet  
weiter rasend durch den Venusbrand.

Stürmisch meldet sich das erste Nahen  
unsrer Säfte, und wir sind eins,  
Götterlust in Unzucht zu empfangen.  
Eine Woge heißen Liebesweins

gießt sich, gießt sich, gießt sich ohne Ende  
doppelmündig in das dunkle Reich,  
sinnlos krallen meine beiden Hände  
sich in ihr, in sein erlöstes Fleisch.

Und nun hört man nur das laute Pochen  
unsrer Herzen, meine Wangen ruhn  
an des Knaben Schultern; ungebrochen  
möcht' ich gleich dasselbe nochmal tun.

Aber plötzlich hebt mit einem Charme,  
wie doch nur ein Junge ihn besitzt,  
er den Kopf und löst die schönen Arme  
von dem Mädchen, welches etwas schwitzt,

wendet seinen Blick mir zu und schweigend  
faßt er mich erwacht, weil er es muß,  
und, sich rasch zu meinen Lippen neigend,  
findet er den Mann in einem Kuß.

#### MEIN VIS-À-VIS

Vis-à-vis ist eine kleine Diele  
die ich selber oft des Nachts besucht,  
denn man sagt, sie sei ein wenig schwüle  
und der Spießer meint, sie sei verrucht.

Ach, gewiß, dort spricht man auch von Liebe,  
hin und wieder züngelt Leidenschaft,  
aber meistens züngeln sich die Triebe  
mangels Geld bei Bier und Himbeersaft.

Ach, gewiß, was soll man es verschweigen,  
daß man es dort manchmal heimlich treibt,  
Liebeswonne, süß pervers und eigen, die  
vollkommen ohne Folgen bleibt.

Dumm steht die Natur mit ihren Zwecken  
und bis auf das Hemd kompromittiert,  
wenn die Männer aneinander lecken,  
und die Frau mit Mädchen onaniert.

#### DER KAMPF MIT DEM DRACHEN

In meines süßen Freundes Schoß  
lieg' ich inbrünstig, nackt und bloß  
und streichle ihm die braune Haut  
um Knie und Schenkel wohlgebaut.  
Und dann, in Sonnenschlaf verzückt,  
hat mich ein Schwellen hochbeglückt,  
denn wenn ich taste mit der Hand,  
steht dort, wo man sonst Nudel fand,  
in Pulsen pochend, voll von Kraft,  
in seiner Form bananenhaft,  
ein Finger, nein ein Arm, ein Tier  
und winselte und schrie nach mir.  
Da, furchtlos und ein Rittersmann  
wandt' ich den Kopf und stellt' den Mann,  
und ganz so wie ein Photograph,  
(mein süßer Freund markierte Schlaf),  
nahm ich ein Tuch um meinen Kopf,  
entnestelte den Fadenknopf  
an seinem roten Hosenrand,  
und sieh da, herrlich sprang und stand  
das Tier mit rotem Kopfe, klopft  
mir an die Lippe schon, die tropft  
von Mut! Ein Drachenheld,  
so habe ich den Wurm gestellt.  
So hat noch kein Georg gekämpft  
wie ich. Dem Drachen, heiß-verkrämpt,  
nahm ich den Kopf in meinen Mund  
und mit der Zunge, schon fast wund,  
schnitt ich ihm ab die ganze Kraft  
und schluckte selbst den Drachensaft.

## DIE ROTUNDE

Heute trat ich ein in die Rotunde,  
da ein starker Mann in ihr verschwand,  
gierig stierte ich auf das Gesunde  
seines Nackens vor der schwarzen Wand.

Leise lehnte ich nur meines Armes  
Zittern an den seinen, er verstand;  
und schon schoß ein ungeheuer warmes  
Leben in mein Fleisch, daß es erstand.

Jener aber lächelte und schaute  
freundlich an sich nieder, wo die Hand  
emsig fördernd ihm ein Gleiches baute,  
rosig schwebend vor der schwarzen Wand.

Und ich griff, o seliges Begreifen,  
nach der Blüte seiner Erdenkraft,  
und sie schien in meiner Hand zu reifen,  
Ahnung spendend von der Adern Saft.

Strömend floß des Morgens grüne Lichte  
durch die Kuppel in den stillen Raum;  
auf des Mannes braunem Angesichte  
lächelte der Nacht verwegener Traum.

Vorgestreckt das schönste seines Leibes,  
gab er zuckend mir sein Letztes hin  
mit der ganzen Weichheit eines Weibes,  
doch, den eleganten Mann im Sinn.

Um die Finger troff wie weiße Blüten  
mir sein heißes Leben honighaft,  
zuckend streichelte ich ihm den müden  
Kämpfer traulich mit dem eignen Schaft.  
Draußen rauschten hin die Autobusse,  
in mir tobend stritten Mensch mit Tier,  
schwankend zwischen Mörderlust und Kusse.  
Störend trat ein Schatten in die Tür.

## DIE GREISE

Leise trippeln sie zur Abendstunde  
durch den dämmervollen Sommergarten  
zu der laubumspinnenen Rotunde,  
wo die kessen Kerle wachsend warten.  
Schüchtern nesteln sie die matten Würme  
aus der Hose und mit frechen Blicken  
mustern sie die schönen dicken Türme,  
die im Schwellen auf- und abwärtsnicken.

Hinzugreifen fehlt schon die Courage,  
einen Taler würde man riskieren,  
und so bohrt man still im eignen Arsch  
mit dem Finger und kann resignieren.

Heimwärts schleichen sie durchs  
Abendglänzen;  
jeden Tag, ach, wird der Gang fataler.  
Doch die Kerle mit den schönen Schwänzen  
stehn noch lang und träumen von dem Taler.

## DIE DREIEINIGKEIT

Oft wenn sie an mir vorüberziehn  
und im Taxi küssen und sich knutschen,  
möcht' ich ihnen gern zu Füßen knien  
und bei ihr und ihm abwechselnd lutschen.

Wie ich ihm die Ladenknöpfe löse,  
stürzt sein Konfektionsschwanz steil hervor,  
und von ihrer Kellnerinnenmöse  
hebe ich den saubern Barchentflor,

lenke dann mit meiner Zungenspitze  
seine Eichel durch den dunklen Wald  
zu der sonntäglich gewaschenen Ritze;  
und im Spielen gehn wir beide bald,

er im Vorteil durch die größte Länge  
hungrig ein in das bewegte Tor,  
qualvoll durch die relative Enge,  
denn man sah nur einen Pilger vor.

Doch der Schmerz vergißt sich im Erraffen  
der Minute voll Erlesenheit:  
Welche Theologen oder Pfaffen  
wußten soviel von Dreieinigkei?

## SEIDENZEUG

Ein hübsches Modenmädchen hatte  
mich einst im Laden angeschaut,  
und beim Verkaufen der Krawatte  
mir seine Neigung anvertraut.

Nun ficht mich beim Krawattenbinden  
ein süßer Trieb dämonisch an,  
und, um im Geist zurückzufinden,  
schling ich um meinen kleinen Mann

die bunte Seide, deren Falte  
etwas vom Leben in sich hat,  
daß ich sie für das Händchen halte,  
das einmal Schönes an mir tat.

Das Muster scheint sich zu beleben  
vom Zauber, den es mir besitzt,  
und kann mich meistens so erregen,  
daß Same in die Seide spritzt.

Oft zieht es mich in jenen Laden,  
es macht mir manchmal selbst Verdruß.  
Gott steh mir bei in seinen Gnaden,  
daß ich nie Handschuh kaufen muß!

## DIE GROSSE LEIDENSCHAFT

Soll ich nun wieder Hurenlippen küssen,  
weil du mir schnöde deinen Mund versagst,  
und blute ich von Emmas matten Bissen,  
weil du mich treulos nicht mehr beißen magst?

Wie blühten mir die Tage voll Erwartens  
der sichern Fülle abendlicher Lust!  
Ach, in dem Dufte deines Pflaumengartens  
hab' ich von keinem andern Weib gewußt.

O weißt du, was dies ist: Nur eine lieben,  
nach einem Mund sich sehnen, einer Haut?  
Mag Helena das Hemd vom Busen schieben,  
so hat sie schlecht auf meine Lust gebaut,

wenn ich verloren suche einen Nacken,  
ein Handgelenk, ein Knie und einen Schoß,  
mag sich mein Bett mit tausend Nymphen  
flaggen,  
es bricht nur Schmerz aus meinem Herzen los.

Und dies zu denken, daß ein anderer wühlet  
in deinem Haar, in deinem Sommerkleid  
und seine Glut in deinem Glühen kühlet,  
und daß du ihm die Sammetschenkel weit

und schamlos öffnest und im An-dich-Pressen  
mit deinem Streicheln seine Kraft beglückst,  
dann, endlich stöhnend und im Selbstvergessen  
sein Glied in deine Rosenscheide drückst,

um seinen Hals, wer ist der Auserwählte?  
die Arme, diese Schlangen, gierig schlingst,  
und dann zuletzt dies tust, was dir noch fehlte,  
sein Blut aus kleiner Wunde trinkst.

O, nicht mehr denken, nicht mehr sein, nur  
schlafen!

Und so allein! Indes der leise Schrei  
aus soviel Kehlen aus dem Hurenhafen  
mir hin zum Fenster ruft: Es ist vorbei!

Vielleicht ist unter denen, welche warten,  
daß ich sie finde, eine, die dir gleicht  
und deren Kunst im heißen Liebesgarten  
vielleicht an deine größern Künste reicht?

Und wenn, es sei! Doch lösche nie mein Kosen  
die echte Liebe einem Straßenkind,  
ich will es nehmen, haben und verstoßen,  
wenn seine Reize noch so göttlich sind.

Denn du kommst wieder, nachts, und meinem  
Lauschen  
naht sich dein Schritt. Dort geht dein kleiner  
Hut:

ich pfeife in das herbstgewordne Rauschen  
des Baumes, der wie einst vertraulich tut.

Da stehst du nun, das Auge so voll Glänzen  
wie damals und in frischem Lächeln schön,  
als wüßtest du von keinen Mörschschwänzen  
und hättest kaum den meinen je gesehn.

Ich aber denke an die Liebesschlachten,  
an die und jene, die mich all ergötzt,  
und wie man dies Von-der-zu-jener-Schmachten  
am Ende über alles liebt und schätzt.

Und wie wir so in süßen Zungenspielen  
im Dunkel stehn mit dem Septemberwind,  
lieb ich dich neu als eine von den Vielen,  
weil deine Lippen Hurenlippen sind!

#### HYMNE AN DIE VOTZE

Ganz anders wie ein anderer Mund  
der weinend oder lächelnd zuckt,  
tagaus, tagein das Kunterbunt  
von raffinierten Speisen schluckt.

Ganz anders wie das Lippenpaar,  
das Wort und Sang und Küsse macht,  
ist jener Mund umwallt von Haar,  
geborgen in des Schoßes Nacht.

Ihm mundet nur die eine Frucht,  
nach der er sich verzehrend sehnt,  
und welche in der heißen Bucht  
sich nicht verkleinert, sondern dehnt:

um die sich seine Leere krampft,  
wie Nichtstun sich zum Werden drängt,  
bis aus der Frucht der Samen dampft  
und sich in der Erwartung fängt.

Ich weiß nicht, ob er zärtlich ist,  
der Mund, den ich erst öffnen muß,  
der Mund, der auch zuweilen pißt  
und sich nie formen kann zum Kuß,

und der die Blume in sich frißt,  
daß sie erst wächst und dann vergeht,  
zuletzt verändert wieder sprießt  
aus diesem Mund, der nichts versteht,

kein Wort! Und doch ein Volapük,  
ein Idiom sein Eigen nennt,  
ein Philolo — — chenmeisterstück,  
das du und ich und jeder kennt!

#### DIE REGEL

Rosen, Tulpen, Nelken,  
alle Blumen welken,  
faßt sie eine Frau mit schöner Hand,  
wenn sie in der Regel sich befand.

Alle geilen Luden  
in den Pinkelbuden  
fass' ich bei der braunen Blume an,  
und sie bäumt sich, spritzt und welket dann.

Blume will den Frauen  
nie so köstlich tauen,  
und vor ihnen hab' ich den Gewinn,  
daß ich immer in der Regel bin.

#### BALLADE

Droben steht die Rotunde,  
blicket still ins Tal hinab;  
Herr Regierungsrat Lutschmunde  
präsentiert dort an und ab.

Auch die frohen Wandrer treten  
manchmal in den Tempel ein,  
vor der schwarzen Wand zu beten  
nach Genuß von Bier und Wein.

Wie ein frommer Eremit  
beugt sich der korrekte Mann  
zu des Kömmlings stolzer Mitte,  
die vor Lust nicht pinkeln kann.

Ist das Ritual beendet,  
ließ der Wanderer seinen Saft;  
und, den Blick zur Höh' gewendet,  
denkt er: Ist das sagenhaft!

#### DIE GÖTTIN DER FLUREN

Ich sann, Geliebte, durch das Blütenmeer.  
Das Feld erscholl vom unsichtbaren Heer  
der Grillen, und ein Duft durchrann den Wind,  
ein süßer Duft, und niemand war umher.



## DIE BEIDEN HÜTE

Zwei Hüte hab' ich noch. Einst waren's acht.  
Den Borsalino, grau mit hellem Rande,  
den Habich, grün mit dunkelgrünem Bande.  
Heut' pfleg' ich sie und nehm' sie sehr in acht.

Den grauen lieb' ich mehr und trag' ihn gern  
weil er noch besser scheint und sich im Regen  
gut hält, auch nehm' ich seinetwegen  
oft einen Regenschirm wie ältere Herrn.

Doch eines Morgens kommt mir plötzlich vor,  
als sei der grüne doch noch eleganter,  
auch seine Form modern und interessanter,  
und setz' ihn voller Freude übers Ohr.

Nun ist's an ihm. Und viele Tage lang  
geht es mit ihm durch Bahnen, Bars und  
Straßen,  
oft liegt er neben mir im grünen Rasen;  
doch eines Tages wird mir plötzlich bang,

daß man es merkt, er sei ein schäbig Stück,  
verschwitzt im Leder und das Band voll  
Flecken  
und sichtbar abgegriffen an den Ecken.  
Nun kehr' ich zu dem grauen Hut zurück.

Zwar ist er noch vom stürmischen April  
etwas zerzaust, doch werden seine Haare,  
wenn ich mit meiner Bürste drüberfahre,  
wieder manierlicher und halten still.

Nun ist's an ihm, bis einen schönen Tag  
der grüne wieder besser ist, und immer  
wird jener wieder schöner, der im Zimmer  
des Rufs gewärtig in der Ecke lag.

So will es nun der vorgeschriebene Trab,  
daß mich zwei Hüte durch das Leben  
schleppen,  
und langsam geht es weiter wie auf Treppen  
von Stufe hin zu Stufe sanft bergab.

## TIERGARTENPHANTASIE

Es ist nicht schlimm, nur wenig Geld zu haben;  
doch nichts zu haben, macht uns so gemein!  
Dann gehe ich am Park hin, wo die Raben  
im Regen stehen im Laternenschein,

und eine kleine Nutte ihre Tasche  
von Mitternacht bis an den Morgen schwenkt,  
das Röckchen zieht auf die gefallene Masche  
im Strumpf, den ihr der letzte Schatz  
geschenkt.

Längst sind die Autobusse heimgefahren,  
der Schaffner schläft bei seiner Frau im Nest,  
am Rande schlendern, die einst blühend waren,  
der Regen ebbt und schweigt um ihren Rest.

Das lacht noch und beschämt die milden Tiere!  
Man wird dabei drei Zigaretten los,  
ein freundlich Wort, zwei abgebrauchte  
Schwüre  
beleben Lenden und beglühn den Schoß.

Ein Taler! Welch ein Traum! Acht Stunden  
Ruhe  
oder nach Wannsee an den Badestrand!  
Zwei schöne Stullen und geflickte Schuhe!  
Was bist du mit dem Taler in der Hand!

Was wär' ich? Kavalier! Und ging nach Hause,  
und morgen Frühstück, und betröste sie,  
am Abend Kino oder das Gebrause  
vom Chore der berühmten Symphonie,

die schon im Takt der lauen Blättertropfen  
die leere Nacht mit ihrem Etwas füllt,  
wenn sich das Herz mit einem müden Klopfen  
ins letzte Bild erträumten Glückes hüllt.

Weit geht der Weg dahin, entlang der Sträucher,  
um die der Nebel feuchter Stunden dampft,  
das Monument verbietet die Geräusche  
und steht verständnislos in sich verkrampft.

Den kühlen Blumen bangt vor ihrer Blässe,  
sie glauben nicht mehr an ihr Sommerblut,  
die Rhododendren ducken sich vor Nässe,  
ihr dunkles Beet liegt wie ein Riesenhut.

Zwei Dolden liegen fahl wie Knochenglieder  
wie an der Sense um den Birkenast.  
Sank Er im Traum vor meinen Bildern nieder?  
Hat die Musik der Tropfen Ihn erfaßt?

Goß diese Nacht den Strom uralter Tränen  
in Seine leeren Augenhöhlen ein,  
daß Er betrunken aus verstellten Zähnen  
den Trank zurückgibt, speiend und gemein,

und nun im Rausch am Weg dahingesunken  
die dünne Prozession vorüberläßt?  
Oder hat Ihm der Richter zugewunken:  
Laß die doch gehn! Mich interessiert kein Rest!

### NIHILISMUS

Von dir sei nicht das Auge, nicht die Hand,  
nicht deine Worte, nichts von deinem Blühen,  
ja, nicht einmal der sommerliche Sand,  
dem deine Schritte eine Spur geliehen,

nicht, ob als Weib, ob du als Mann gediehen  
in heimatlichem oder fremdem Land,  
in meinem Mittag oder meinen Frühen,  
nichts sei, auch nicht dein Name sei genannt!

Denn als ich anhub, schritt ich frei dahin,  
nachtweiter Raum war um mich auf der Straße,  
nun schwätzt vor mir die dicke Kellnerin  
und bringt ein Pilsner in beschlagnem Glase,

am Fenster in der Biedermeiervase  
stehen nicht Rosen, nein, nur Rosmarin,  
das ganze Wirtshaus hat verkehrte Maße!  
Hat denn das Dichten irgendeinen Sinn?

## ZWEITES BUCH

### DIESES KLEINE BUCH

Dieses kleine Buch ist nicht aus Seide,  
aber auch von Pappe ist es nicht.  
Spann ich es aus meinem Eingeweide,  
welches ich mit etwas Geist vermischt?

Wenn der Wind mit meinen Fensterläden  
und ich mit dem Sturm der Sinne rang,  
wob sich zwischen zähen Samenfäden  
wie in Äolsharfen dieser Sang.

Alle Dinge bergen ja die Keime  
für ein Thema, und der Gegenstand  
rollt mir ungewollt in meine Reime,  
weil ich niemals suchte, was ich fand.

Nicht um den Perversling zu erfreuen,  
der mir herzlich widerwärtig war,  
durft' ich diese netten Lieder streuen;  
nein, ihr Freunde, sie sind l'art pour l'art!

### MEINE MEINUNG

Viele dichten noch in Bildern  
und verschweigen was sie sagen wollen.  
Ich will euch die Dinge schildern  
aus dem Echten, aus dem Vollen.

Jener sagt: — Kastanienblüte!  
Und er meint doch — Genitalien — ,  
der meint — Möse — , liebe Güte! —  
doch er spricht nur von Amalien — .

Schwer ist es auf diese Weise  
im Gedichte mehr zu meinen,  
aber parabolisch leise  
predigte man stets den Schweinen.

Wenn ich zum Parnassos eile  
durch das Tal der Bildungskaffern,  
bin ich voll Gestalt und teile  
alle Nebel der Metaphern;

und ich kann bei Schwanz und Mösen,  
all dem sogenannt Gemeinen,  
eine fade Zeit erlösen  
und die ewigen Sterne meinen.

#### NELLIE UND MATHILDE

Hört! Es stammten aus dem selben Städtchen,  
das ist standesamtlich nachgewiesen,  
einst zwei nette, gutgewachsne Mädchen,  
welche Nellie und Mathilde hießen.

Beide tranken aus der Künste Borne  
und sie waren sonst auch interessante,  
denn sie hatten kleine Schwänze vorne,  
die fast jeder ihrer Freunde kannte.

Nellie war die jüngre, konnte häkeln,  
und Mathilde konnte Strümpfe stricken,  
da fing jene plötzlich an zu ekeln,  
denn sie hatte Hemmungen beim Ficken.

Ja, das ist die Tragik solchen Stammes,  
wo die Götter Müttern was verpaßten.  
Traurig ist's zu sagen, doch so kam es,  
daß sich Nellie und Mathilde haßten.

#### IM FEUCHTEN PARK

Laß uns in den Park gehn, kesser Junge,  
in der Pinkelbude stinkt es so gemein;  
außerdem kann ich mit meiner Zunge  
dir dort ungestört gefällig sein.

Hier kommt jeden Augenblick ein anderer  
Interessent und will beteiligt sein,  
oder greift ein alter Liebeswandler  
unbeherrscht uns an das Mittelbein.

Draußen feuchtet zwar verzogner Regen  
dampfend noch die schwüle Sommernacht,  
aber auf den engen dunklen Wegen  
habe ich's schon manchmal nett gemacht.

Angelehnt an eine junge Esche  
machst du dir die Hose etwas frei,  
und ich ziehe dir die bunte Wäsche  
sanft hinweg von Leib und Schwanz und Ei.

Und im Dunkel streichl' ich dich und bücke  
ich mich gern, wenn es kein anderer sieht,  
spiele feucht an dir herum und drücke  
in den Mund dein glattgeschwollnes Glied.

Aber ehe aus der blauen Rose  
spritzend sich erlöst der weiße Tau,  
mach' ich meine eigne Sache lose  
und verwandle dich in eine Frau.

In das Zarte deiner Schenkelscheide,  
die sich wie ein heißer Schoß bewegt,  
hab' ich das, woran ich freudig leide,  
jenes bebende Gewächs gelegt.

Innig stehen wiegend wir umschlungen,  
deine Eichel pocht an meinem Bauch,  
und, zum Heimlichsten herangedrungen,  
schwellt die meine unter deinem Strauch.

Plötzlich, Lipp' an Lippe fühl' ich träumend  
deine Zunge in mir wie ein Tier  
süß und naßlebendig! Und entschäumend,  
unbeschreiblich ist es dir und mir!

#### DER TENNISPLATZ

Ach, Geliebte, weißt du noch, im Lenze,  
einmal abends auf dem Tennisplatz!  
Lila prangten alle Fliederschwänze,  
und mir platzte fast der Hosenlatz.

Golden hob der Mond die volle Scheibe  
aus dem blauen Osten; dein Gefühl  
blühte mir aus deinem Mädchenleibe  
heiß entgegen als der Dämmer fiel.

Hinter uns die weitgeschwungne Hecke  
schloß der Wächter bei der Pforte zu;  
flüsternd unterm schattenden Verstecke  
deines Hutes blieben ich und du!

Und zu deiner Lippe Purpurküste  
fuhr geschwellt und glühend hin mein Mund,  
da die Veilchenblüten deiner Brüste  
meine Hände füllten wie ein Fund

aus des Paradieses alten Zeiten!  
O, wie härteten die Knospen sich,  
als mein Finger in verzücktem Gleiten  
immer wieder um die Warzen strich,

bis das Suchen deiner Seidenhände  
sich verwirrend in mein Haar gewühlt,  
und ich an die sammetartigen Wände  
deiner schönen Beine hingefühlt,

übers Knie schon, wo die Strümpfe fehlen,  
weiter, höher, wo beflaumt, versteckt  
jenes lebt, das starke Männerseelen  
beim Berühren stets aufs neu erschreckt.

Und ich zog dich auf das Bänkchen nieder,  
ganz im Schatten vorm Holunderstrauch,  
meine Hand drang unter deinem Mieder  
rasch empor an deinem Schwänenbauch.

Tiefer atmend, ängstlich hingegeben,  
schobst du spreitend dich ein wenig vor,  
daß ich niederkniend, toll vor Leben  
vor der Pracht fast den Verstand verlor,

den Batistrock und die Seidenhose  
zitternd faßte und zur Seite hob  
und, betört vom Dufte deiner Rose,  
ihre Blätter auseinanderschob.

Rotes Blatt zu einem roten Blatte,  
fühlte meine Zunge leise an,  
drang heran und wühlte tief und hatte  
bald das Süßeste an dir getan,

ehe du auch meinen Schatz gefunden  
und das Schloß der Knöpfe aufgespielt,  
wo der schöne Dolch mit seinem runden  
Wehrgehänge seine Kraft verhielt.

Glühend strahlte aus dem schwarzen Laube  
deine feuchte Blume vor mir her,  
zaghafte zogst du mir die leichte Haube  
und mit zarter Hand vom Lustgewehr.

Um uns dufteten die Maiendüfte,  
hundert Monde blühten im Jasmin,  
flehend lehnte ich an deiner Hüfte,  
streckte bittend dir den Herrscher hin.

Und dann standen wir bei jenen Hecken,  
rascher glitt dein Finger auf und ab,  
(denn du wolltest damals noch nicht lecken)  
aber schneller als du dachtest gab

ich den reichen Schaum der jungen Lenden  
deinen ungelehrten Künsten hin.  
Weit im Bogen über deinen Händen  
schoß es vor und troff in den Jasmin.

## OTTLIE ODER DAS STRAFGERICHT

Otto, sagten heut' die Kameraden,  
ist das eigentümlich doch mit dir,  
läßt du dich zu Tee und Kuchen laden  
von dem eleganten Kavalier,

ziehst Zivil an und rasierst dich lange  
so wie man es für ein Mädchen tut,  
und fragst neulich im Kasernengange:  
steht mir auch der neue weiche Hut?

Otto, und du trägst so feine Hemden  
mit dem ausgetrennten Monogramm;  
die sind sicher auch von jenem Fremden,  
der am Sonntag in die Stube kam!

Otto, weine nicht, du mußt nicht schwitzen  
vor Verlegenheit, und tu nicht barsch!  
Uns war auch doch schon einmal im Sitzen  
nicht ganz wohl und schmerzte uns der Arsch!

Siehst du, Freundchen, wir sind ganz im Bilde  
und uns juckt die Nülle auch zuweil;  
mangels einer Lotte oder Hilde  
werden wir dann aufeinander geil.

Aber das entzieht sich deinen Blicken,  
da wir nicht geziert und nicht rasiert,  
und wenn wir uns an die Beine ficken,  
wird es nicht mit Kuchen honoriert.

Und der Willi wollte auch schon lange  
mal mit dir, der hat so glatte Haut  
und im ganzen Saal die schönste Stange  
und dazu noch keine rechte Braut!

Ach, du bist so dämlich und frißt Kuchen  
dieser schwulen Tante aus der Hand,  
anstatt hier nach einem Schwanz zu suchen,  
so: Otilie wirst du nun genannt!

## DIE POLIZEISTUNDE

Komm mein blonder grüner Polizist,  
da nun doch schon Feierabend ist  
und du unsre Diele kontrolliert,  
wo man öfter Schampus dir spendiert;  
da, komm auf den hohen Wackelstuhl,  
tu mit mir ein wenig schön und schwul;  
denn ich weiß, du bist zwar Weiberheld,  
aber daß auch andres dir gefällt.  
Und mir scheint, dein hübschgeformter Mund,  
dieser Hals und dieses volle Rund  
deiner Lenden weiß von manchem Ding,  
das man nicht im Frauengärtlein fing.  
Mixer, schließ die Tür und nun Likör,  
und verschwinde dann von ungefähr  
in der Küche, koche uns Kaffee!  
Komm, mein Grüner, Prosit! Wie ich seh,  
ist die Situation dir nicht so neu!  
Ach, die Lilli ist dir doch nicht treu,  
ob du mitmachst oder nicht, egal,  
du bist hübsch, da hat man keine Wahl!  
Sieh, du bist ja gar nicht indigniert,  
wenn mein Finger sich dort amüsiert,  
wo die Hose manchmal wird zu eng  
überm aufstellbaren Lustgehäng.  
Und du lachst? na, nimm noch einen Schluck,  
und nun los, gib dir mal einen Ruck,  
setz' dich vor mich auf den Thekenrand  
hoch und halte da ein wenig stand.  
Rauchst du? Bitte hier ist eine Queen!  
Donnerwetter nur! In ganz Berlin  
fand ich noch kein schönres Männerbein!  
Himmlisch muß das ausgezogen sein!  
Mach' doch mal die Schenkel breit und dann  
laß dazwischen mich ein wenig dran,  
so, der schwere Ledergürtel stört.  
Lieber Gott! das ist ja unerhört!  
solche Länge und so steif und hart  
und die Haut so unbehaart und zart!  
Ach wie oft schon saß ich hier beim Sekt,  
habe Kuchen wie ein Kind geschleckt,  
Grüner, du, nach der lebendigen Wurst  
hab' ich einen namenlosen Durst!

Ach, der Mixer kommt jetzt nicht herein,  
laß mich nur, wir sind hier ganz allein.  
Bitte rutsche noch ein wenig vor,  
halt dich fest am blanken Messingrohr!

★

Dieser Abend in der Diele war  
wirklich originell und wunderbar,  
wie der Junge geil herumgerutscht  
und ich ihm das Prachtglied angelutscht,  
riß den Rock er und das Hemde auch  
hoch und drückte an den glatten Bauch  
meine eine Hand, das Haar, und dann,  
als es kam, fing er zu stöhnen an,  
bäumte sich zurück und warf ein Glas  
klirrend um, und auch sein Bauch war naß,  
denn er zuckte toll, aus diesem Grund  
glitt die Herrlichkeit aus meinem Mund,  
und es schäumte der erlesne Saft  
flaschenhoch aus dem gequälten Schaft.  
Nur die ersten Tropfen waren mein  
und ich trank sie in mein Leben ein.  
Kaum war weggewischt der Liebesschnee,  
trat der Mixer ein mit dem Kaffee.

## DAS MARKTSCHIFF

Das Marktschiff kommt den Fluß daher,  
die Steurdollen knirschen,  
es ist von Frucht und Blumen schwer,  
von Eiern, Kohl und Kirschen.

Die Schiffertochter kommandiert  
umsichtig und mit Bücken,  
die Jungens ziehen ungeniert  
das Hemd vom braunen Rücken

und löschen ihre reife Fracht,  
es ist wie ein Getümmel.  
Wie hat der Herr so schön gemacht  
den Kohl, die Kerls, den Himmel!

Der Tag ist weit und blau und heiß,  
da schmachtet alles Leben,  
es duftet süß nach Obst und Schweiß;  
und Vesper hat's gegeben.

Die Tochter bleibt allein im Kahn  
mit einem frischen Bengel,  
der zieht sein Hemd nicht wieder an  
und setzt sich zu dem Engel.

Sie lacht, ihr weißes Mieder malt  
des Busens volle Falte,  
des Jungen schöne Schulter strahlt  
wie lebende Basalte.

Nun gehn sie zur Kajütentür,  
kühl winkt die Milch im Topfe,  
sie trinken dort, er steht bei ihr,  
sie streichelt ihn am Kopfe.

Er schaut sie an und faßt sie nun;  
ihr wachsen auch die Lüste.  
Sie läßt ihn gerne manches tun  
und zeigt ihm ihre Brüste.

Da löst er sich den Hosensaum,  
und sie sich Rock und Mieder,  
es strahlt der kleine Küchenraum  
vom Glanz der nackten Glieder.

So selig liegen Ei bei Ei  
im Korb nie und beglücken  
sich so wie diese jungen Zwei.  
Die loben Gott und ficken.

Ich aber steh am Kai. Man sieht  
das Lieben und das Zucken  
und alles Süße, was geschieht  
durch die Kabinenluken.

#### DAS ALTE MENSCH

Habt ihr das alte Mensch gesehen?  
wenn drauß die weißen Flieder  
wie Schaum auf allen Büschen stehn,  
dann eilt es hin und wieder

des Nachts von dem Bedürfnishaus  
zu dem, mit Licht und Lauern,  
und sucht die dunklen Buden aus  
nach dicken kalten Bauern.

Es glaubt nicht, daß es Frühling sei,  
sieht es an Pinkelwänden  
nicht diese weiße Malerei  
von geilen schwulen Händen.

#### EDITH

Edith saß im Wasser bis zum Nabel,  
rauchte weiße Wolken sehr aimable  
durch die blauen Morgenlüfte hin.  
Träumespinnend saß der junge, große,  
blonde Matelot ihr auf dem Schoße.  
Ach, was hatten beide wohl im Sinn?

Gleichgestimmt in wiegendem Systeme  
zeigten sie sich allen, ohne Schäme,  
hin und wieder bäumt sich Edith auf.  
Gern verzeiht der Junge ihre Tücken,  
lehnt an ihrem Busen voll Entzücken;  
und die Dinge nehmen ihren Lauf.

Das Bewegen fernhin will ermatten;  
plötzlich unter dem Kastanienschatten tönt  
von Ediths Lippe gell ein Pfiff.  
Und der große Junge wird jetzt munter,  
steigt von Ediths braunem Schoß herunter;  
denn die hübsche Edith war — ein Schiff!

#### FÜNFUHRTEE

Ich fürchte, ich bin kein Umgang für  
Konfirmanden,  
denn eine heilige Stimmung ist selten mein  
Fall.  
Zwar kann ich sittsam sitzen bei braven  
Tanten,  
aber unvermittelt ertönt ein Knall;

denn in dem guten Gespräch bei der schönen  
Torte  
und in dem Leid, das man frömmelnd mir  
klagt,  
suche ich ringend nach dem erlösenden Worte,  
und habe plötzlich — Menstruation — gesagt.

## GENESIS

Ich blättere gern in alten Folianten  
in Pergamentband und mit Silberschließen,  
wo an den gelben, abgegriffnen Kanten  
die Leser einen Fingerabdruck ließen.

Vielleicht ein Kardinal, den im Palaste  
zu Rom die frühe Würde kaum beglückte,  
und er hinsinnend eine Purpurquaste  
des Mantels in den schlanken Fingern drückte,

so daß sie sich in seinem Traum belebte,  
und er, im Ohr den Sang von Ministranten,  
vor dem Bericht der Genesis erbebte,  
und seine Blicke hin ins Blau sich wandten.

## DER STROM

Ja, ich habe Sehnsucht nach dem Strome!  
All die seelenlose Schweinerei  
wäre mir im reifenden Arome  
heimatlicher Wasser einerlei.

Sinnend lebt' ich immer meine Tage,  
o, wie wäre Stille wunderbar,  
und ich mißte gern und ohne Klage  
Unzucht, Kokain und Schnaps und Bar.

Liebend ging ich durch die Abendgärten  
und den Park das Sommerufer lang,  
wenn der Mann im Schiff sein Mahl verzehrte  
und das Grammophon herübersang.

Manchmal saß auf einem Betonklotze  
am Gestade eine Schiffermaid,  
zeigte gerne mir die schöne Votze  
und den Busen im gelösten Kleid.

Über unsrer Lippen Doppelpforte  
wogte Linden- und Akazienduft,  
durch den Dämmermuck der Liebesworte  
drangen Sterne durch die heiße Luft.

Fromme Wollust, die mich je erlöse,  
faßte mich und mir ward heiß und weit,  
und ich schien mir selber eine Möse,  
für das Wachsen dieser Pracht bereit.

Strauch und Baum und Tier und Mensch und  
Sterne,  
Strom und Wind und alles, was Gestalt  
einst gewesen in Jahrhundertferne,  
drang heran, und keine Zeit war alt.

Brausend kam es in mich wie Azure,  
von dem Pfahl des Jetzt riß es mich los,  
jedem Manne war ich eine Hure,  
jedem Engel ward ich fromm und groß.

War's das Nahen eines Himmelreiches  
auf dem Fittich dieser Schöpfernacht  
mit der Auferstehung alles Fleisches,  
dessen Wange einst wie ich gelacht?

Schwangen alle schon gezählten Sonnen  
ihre Kreise neu? Kam auf den Zehn  
Babylon herbei mit seinen Bronnen  
und die Priesterknaben von Athen?

Kann ich so in zeitgelöstem Blühen  
durch der Menschheit ganze Völkerschaft  
püirschend wie ein großer Jäger ziehen?  
Die geheimnisvolle Liebeskraft

gelber Rassen und perverser Horden  
mir gefällig machen und zu Sinn,  
Timur und die Herrn vom Templerorden  
und die schlanken Neger von Benin?

Dann die jungen Völker in Italien,  
noch erwartungsvoll und urgesund,  
wenn die ungeheuren Genitalien  
blonder Goten sich im Schlemmermund

später Römer schwellend amüsieren;  
zarte Wilde, die in Mexiko  
mit den rohen Spaniern onanieren,  
und Arabien, wo der Popo

keines Knaben vor der Liebeslanze  
haremsmüder Prinzen sicher ist,  
und Paris, wo einst auf seinem Schwanze  
Gil de Rais die Mägdlein aufgespießt!

Und ich bin im Dufte der Marquise  
zwischen ihr und ihrem Kavalier,  
und entstehe ohne Selbst und sprieße  
in dem anmutvollen Samentier.

In des Bettes aufgewühlter Welle  
wird das Nackte nackter noch als nackt,  
in und außer mir ist keine Stelle,  
die noch Ich heißt. Ich bin selbst der Akt,

der in Schmerz zerfließt und in das Grauen,  
das der Mensch dem Menschen angetan;  
und ich liebe alle diese Frauen,  
die man folterte im Hexenwahn,

wenn sie zu den Marterstätten wankten,  
wo sie ihre weiße volle Brust  
mit den Armen um die Räder rankten,  
daß das Blut und Schrein die kranke Lust

ihres schönen Henkers überhitzte  
und er schamlos noch auf dem Schafott  
Samen vor dem Publikum verspritzte,  
wenn das Opfer brüllte Gott! Gott! Gott!

und der Ruf sich durch die Weltzeit pflanzte,  
aus den Scheiterhaufenflammen schrie,  
auf dem Mund zeretzter Helden tanzte;  
aber dann mit himmlischer Magie

schön das Antlitz sanfter Heiligen bildet  
und die Qualen in ein Lächeln löst,  
daß der Krampf sich mir im Innern mildet  
und das Rasen aus den Sinnen stößt.

Und wie aus Rossettis frommen Auen, tritt ein  
nackter Knabe schon heran,  
an den Pfeilen und dem Augenblauen  
kenn' ich wieder: Sankt Sebastian!

Und er möchte sich mit stummem Grüßen  
jetzt von seiner Seligkeit befrein,  
und schon darf ich seine Lippen küssen  
und diskret mit ihm vertraulich sein,

bis der Strom in seinem Morgenbette  
rauschend wiederbringt die enge Zeit,  
und vom Rasseln einer Ankerkette  
ich erwache — bei der Schiffermaid.

## DER MATELOT

Unter einem Brückenbogen  
ist ein Schatten schwarz und tief.  
Dort bin ich vorbeigezogen,  
als der brave Bürger schlief.

Aus dem Schiffe im Kanale,  
meine Augen wurden froh,  
stieg herauf mit einem Male  
ein blauweißer Matelot.

Lehnte sich an das Geländer  
bei der Treppe, und im Wind  
flatterten die Mützenbänder,  
welche so aufregend sind.

Langsam trat ich ihm entgegen,  
bat um Feuer, wie man so,  
um ein ander Wort verlegen,  
anspricht einen Matelot.

Und wir standen am Geländer  
lange, sprachen dies und das,  
und die dunklen Himmelsränder  
wurden langsam grün wie Glas.

Ferne rasselt eine Kette,  
und Klamauk ist vis-à-vis;  
und ich drehe mich im Bette  
geil herum voll Phantasie.

Denn ihr Schweine, sollt es wissen,  
daß ihr diesmal euch geirrt,  
um die Sensation beschissen  
seid ihr; es ist nichts passiert.

Und der dunkle Brückenbogen?  
War's, daß ich im Traum ihn sah?  
War's Erinnerung? War's gelogen?  
Auch kein Matelot war da!

## DIE ZITRONE — EIN EPILOG

Sie lebt im grauen Grün und sucht die Wärme  
und Kraft des Lichts, das ihr von Gott gehört,  
und freut sich aller Tage Vogelschwärme  
und jedes Dings, das ihren Traum nicht stört.

Ihr blasses Antlitz lacht in milde Zonen,  
der Nordsturm treibt ihr Leben weit zurück,  
ihr Sehnen bleibt nur: In der Reife Wohnen!

Sie duftet schwach und hat ihr eignes Glück.  
Herbheit und Warten, das ist ihre Liebe,  
allein hat keine Lippe sie beglückt,  
Vollendung naht ihr erst vom Schnitt und  
Hiebe  
des Kochs, der ihr das reife Herz zerstückt.

Nun stammelt ihre umgeschaffene Süße  
ganz sacht und wahllos wie ein Kinderwort  
heraus aus dem zerbrochenen Verliese  
und sehnt sich nach dem Halbgewordenen fort.

Doch Qual erst und vernichtendes Zerpressen  
löst ihre Tiefe fließend in die Tat;  
ein Quantum ihrer Schmerzen, abgemessen,  
schafft einen Lemon, Gin-fizz und Salat.

Sie selbst ist nichts, ein Name, ein Ergötzen,  
daraus sie selber in ein Neues strebt,  
wer wagt es ein au-gratin vorzusetzen,  
das nicht vom Geiste der Zitrone lebt?

Indes die Schale von dem Küchenbrette  
noch duftend in die Abfalleimer fliegt,  
und vor den Säufern auf der Toilette  
in den Bassins zur letzten Ölung liegt;

dort sinnend und im innersten Zerwürfnis  
trifft sie der Dichter mit verklärtem Blick,  
und, lächelnd überm eigenen Bedürfnis,  
mißt er an ihrem Schicksal sein Geschick.

## Herman Bang und Berlin

Als Dichter und Journalist gehört der Däne Herman Bang (1857-1912) zu den bedeutendsten Vertretern des literarischen Impressionismus. Besonders erwähnt seien hier nur seine Romane *Ved Vejen* [Am Wege], *Tine* [Tine] und *Mikaël* [Michael]. Als Mensch war Bang einer der großen Leidenden der Literatur. Er war ungewöhnlich eifersüchtig, empfindsam und verletzlich, gleichzeitig war er eine im höchsten Grade öffentliche Person. Bereits mit seinem ersten Buch löste er einen handfesten Skandal aus. Der Roman *Haabløse Slægter* [Hoffnungslose Geschlechter], in dem er 23-jährig seine Lebensbeichte ablegte, wurde von den dänischen Behörden bald nach dem Erscheinen für „unzüchtiges Geschreibsel“ erklärt und verboten.<sup>1</sup> Als Journalist beherrschte Bang nicht nur das Kopenhagener Feuilleton; seine Plaudereien über das städtische Leben, die Mode und das Theater sorgten über Jahrzehnte hinweg für Sensationen in ganz Dänemark.

Herman Bang galt seinerzeit aber auch als der exemplarische Homosexuelle in seinem Heimatland schlechthin. In der dänischen Presse war er beliebte Zielscheibe von Angriffen, Verleumdungen und Karikaturen aller Art. Er wurde als „Jungfrau Hermine Bang“ verspottet, als Knabenschänder und Mörder beschimpft, und nicht einmal der Starkritiker Georg Brandes war sich zu schade, ihm einen „mittelguten Frauenzimmerversand“ zu attestieren. Denn: „Es ist kein männlicher Gang in seinen Gedanken“<sup>2</sup>. Für seine Zeitgenossen war der heute längst in den Kanon erhobene Schriftsteller vor allem ein egomaner Dandy und effeminierter Narziß. Dabei wurde ihm das Leben oft so schwer, daß er sich mehrmals veranlaßt sah, aus den engen Verhältnissen in Dänemark auszubrechen und im Ausland Zuflucht zu suchen. Nicht zufällig hieß sein letzter Roman *De uden Fædreland* [Die Vaterlandslosen].

<sup>1</sup> Die Hauptperson des Romans, William Høg, ist der letzte Sproß eines alten Adelsgeschlechts. Er wird von einer vampirhaften ehemaligen Geliebten seines degenerierten, geisteskranken Vaters verführt, die ihm die letzte Kraft aussagt und ihn dann auch noch wegen seiner Impotenz verspottet. Für Bang war es ein Schock, als die sexuellen Schilderungen um Høg und die jünglingslüsterne Gräfin 1880 Anlaß zu Anklage und Verbot gaben. Er nahm Änderungen und Streichungen vor, und vier Jahre später erschien eine „gereinigte“ Fassung des Romans. Indes betrachtete er erst die dritte, geänderte Ausgabe von 1905 als die endgültige.

<sup>2</sup> Georg Brandes in *Morgenbladet*, 1.8.1883. Zit. nach: Harry Jacobsen, *Herman Bang. Resignationens Digter*. København 1957, S. 65. Sofern nichts anderes vermerkt ist, stammen die Übersetzungen aus dem Dänischen von mir.

Bangs ganzes Leben stand im Zeichen der Fremde. Als erwachsener Mann verlebte er nahezu gleich viele Jahre im europäischen Ausland wie in seiner Heimat, namentlich in Norwegen und in den großen Metropolen Europas - in Berlin, Wien, Prag und Paris. An keinem Ort aber konnte er sich je richtig zu Hause fühlen. Die schlimmste Zeit in seinem Leben dürften indes die zwei Jahre gewesen sein, die er von 1907 bis 1909 in der deutschen Reichshauptstadt verbrachte. Nirgends fühlte er sich so einsam und deprimiert wie hier. Dabei hatte ihn die Stadt begeistert und beeindruckt, als er sich Anfang Dezember 1885 zum ersten Mal in ihr niederließ. Berlin - „die mächtigste lebende Stadt Europas“ - hatte ihn damals mit Versprechungen von Ruhm und Ehren gelockt. Von hier aus wollte er Henrik Ibsen, Bjørnstjerne Bjørnson und andere nordische Dramatiker in der Bühnenkunst Deutschlands durchsetzen. „Nun sitze ich hier. Ich bin im Tiergarten spazieren gegangen, im Siegesviertel. Und während all diese glänzenden Equipagen an mir vorbeirollten, schwor ich einen Eid darauf, daß ich diese Stadt besiegen werde“<sup>3</sup>, schrieb er kurz nach seiner Ankunft an den Dichterfreund Peter Nansen (1861-1918) im heimlichen Kopenhagen. Für die Berliner fand er schon bald darauf begeisterte Worte: „Berlin [...] öffnet einem Fremden alle seine Pforten. Auch privat hat der ‚Großstadtbürger‘, der Berliner, eine Gastfreundschaft erlernt, ein Entgegenkommen dem Fremden gegenüber, das dem Eifer eines jeden einzelnen entspricht, alles und alle um seine Stadt zu versammeln.“<sup>4</sup>

Um die Gastfreundschaft der Berliner - zumindest der Berliner Behörden - Bang gegenüber war es allerdings nicht so gut bestellt. Auch ein Sieg über die Stadt war dem Dichter und Journalisten aus dem Norden vorerst nicht vergönnt. Im Gegenteil: Kaum sechs Wochen nach seiner Ankunft wurde ihm ein kräftiger Strich durch alle Rechnungen gemacht. Als er Anfang Januar 1886 aus dem respektablen *Central-Hotel* in der Königgrätzer Straße<sup>5</sup>, in das er sich einlogiert hatte, auszog und ein Privatquartier belegte, nahm das „Unglück“ seinen Lauf, das in der Ausweisung Bangs aus Deutschland seinen Höhepunkt fand. Die Vorgänge hat der Dichter mit einer gehörigen Portion Selbstironie in dem autobiographischen

<sup>3</sup> Herman Bangs *Vandreaar, fortalt i Breve til Peter Nansen*. Hrsg.: Lauritz Nielsen. København 1918, S. 153.

<sup>4</sup> Herman Bang in *Politiken*, 14.6.1886. Zit. nach: Vivian Greene-Gantzberg, *Herman Bang og det fremmede*. København 1992, S. 22-23.

<sup>5</sup> Heute: Stresemannstraße.

Essay *Udvist af Tyskland* [Ausgewiesen aus Deutschland] später selbst beschrieben.<sup>6</sup>

Das Leben, das er im Winter 1885/86 in Berlin führte, hätte an sich kaum Anlaß für eine polizeiliche Untersuchung, geschweige denn eine Ausweisung geboten. Es war ganz und gar unspektakulär, gestaltete sich - wie Bang es ausdrückte - als „Elend im Pelz“<sup>7</sup> und bestand vor allem aus mühseliger Arbeit, der er nach außen den Anstrich gab, sie sei von Anerkennung und Erfolg gekrönt. Schließlich wollte er sich als Kritiker im Rahmen des Berliner Feuilletons etablieren. Unterdessen begann auch alles sehr vielversprechend. Mit Arthur Levysohn, dem Chefredakteur des *Berliner Tageblatts*, hatte er bereits vierzehn Tage nach seiner Ankunft eine Folge von theaterkritischen Essays verabredet. Kontakte knüpfte er auch zu *Schorers Familienblatt* und der *Deutschen Illustrierten Zeitung*, wo bald erste Artikel und Novellen von ihm erschienen. Seinen Broterwerb bestritt er durch Korrespondenzen für schwedische, finnlandschwedische und norwegische Zeitungen. An Peter Nansen schrieb er: „Privatleben habe ich nicht. Ich muß fleißig sein und bin es von früh - ich stehe um acht, neun Uhr auf - bis spät.“<sup>8</sup>

Einzig Lichtblick in dieser Zeit war ihm ein gelegentlicher Besuch im *Deutschen Theater*, wo der junge Österreicher Josef Kainz (1858-1910) auftrat. „Er ist ein Genie, und das einzige“<sup>9</sup>, bekannte Bang. Allerdings gelang es ihm noch nicht, den bewundernswürdigen Schauspieler privat kennenzulernen. Erst später sollte er sich mit ihm anfreunden. Fast abschätzig schrieb er über ihn: „Er soll ein arger Sonderling sein und die ganze Zeit über lesen - wenn er sich nicht gerade fotografieren läßt.“<sup>10</sup> Im übrigen wähnte Bang sich aber als rechter Mann am rechten Ort. Um das Berliner Theater war es in seinen Augen schlecht bestellt. Hier sah er ein nahezu unbearbeitetes Betätigungsfeld vor sich und einen großen Bedarf für seine Kritiken, hatte er während seiner Theaterbesuche doch ausgiebig Gelegenheit zu konstatieren, „daß kein Publikum der Welt so dumm und kindisch ist wie das Berliner.“<sup>11</sup>

In dieser Phase der Konsolidierung als Kritiker erhielt er Anfang 1886 plötzlich Besuch von einem jungen, gut gekleideten Mann in Zivil, der ihn höflich aber bestimmt über seine Arbeits- und Lebensverhältnisse ausfragte. Bangs Beteuerungen, daß er als

Korrespondent für verschiedene nordische Blätter vor allem über Schauspiel und Theater schreibe, nahmen keinen Einfluß auf den weiteren Verlauf der Dinge. Nur wenige Tage später, am 13. Januar 1886, wurde er auf ein Polizeirevier geladen, wo er mehrere Stunden mit Bettlern und Kriminellen ausharren mußte, bis ihm mitgeteilt wurde, er habe Preußen und damit auch Berlin innerhalb von 24 Stunden zu verlassen. Die Behörden hatten von einem seiner Reisebriefe erfahren, der am 1. Oktober 1885 in der norwegischen Tageszeitung *Bergens Tidende* erschienen war. Die Äußerungen, die er darin über den 86 Jahre alten Kaiser Wilhelm I. gemacht hatte, empfand man als majestätsbeleidigend. „Alt ist er jetzt“, war hier unter anderem zu lesen. „Er ist ein zitternder Greis geworden, Wilhelm der Eroberer, wie er mit seinem Stock da auf dem Schnappschuß daherstolpert. Die Kriegermaske ist von ihm gefallen. Alle kennen dieses Unteroffiziersgesicht, dessen ganzer Inhalt seine Barschheit war. Der Kaiser hat es nicht mehr. Jetzt ist da nur noch das Alter, die verschwommenen Züge eines alten Mannes, und inmitten der Vernichtung der martialische Bart, der schlaff und fremd in einem Gesicht hängt, zu dem er nicht mehr paßt.“<sup>12</sup>

Mit einer Ausweisung aus Preußen aufgrund seiner kleinen Skizze in einer norwegischen Provinzzeitung hatte Bang niemals gerechnet. So hart ihn die Reaktion der preußischen Behörden aber traf, sie löste bei ihm keine Bitterkeit aus. Im Gegenteil: Sie flößte ihm Respekt ein. Am eigenen Leib verspürte er das mächtige Deutschland, das wie ein wachsamer Riese das Geschehen um sich herum mit Argusaugen verfolgte. Zunächst galt es jedoch, die konkreten Folgen der Ausweisung zu bewältigen. Ein Aufschub um 24 Stunden wurde dem in Ungnade gefallenen Dichter und Journalisten gewährt. Mit Hilfe des Redakteurs der *Berliner Börsenzeitung*, J. Landau, erwirkte er eine erneute Aufenthaltsgenehmigung für das Deutsche Reich mit Ausnahme Preußens und begab sich nach Meiningen im Thüringer Wald, von wo aus er hoffte, Berlin wieder versöhnlich stimmen zu können. Hier wollte er mit dem „Theaterherzog“ Georg II., der das berühmte Residenztheater zu Meiningen leitete, und dessen Frau, der Schauspielerin Ellen Franz, zusammenarbeiten. Indes mußte er seine Hoffnungen bald begraben. Bereits am 19. Februar wurde er auch aus Sachsen-Meiningen ausgewiesen. Er fuhr nach München, wo er Henrik Ibsen aufsuchte und um Unterstützung bat. Als dieser ihm auch keinen Rat geben konnte, befahl ihm die Angst vor einer erneuten Ausweisung. Erst jetzt verließ er Deutschland und zog nach Wien.

Doch auch in der österreichischen Hauptstadt stand er schon bald unter polizeilicher Beobachtung. Denn inzwischen war sein berüchtigter Artikel über den deutschen Kaiser (in stark veränderter Form) auch in der deutschsprachigen anarchistischen Zeitung *Die*

<sup>6</sup> Herman Bang, *Udvist af Tyskland*. In: *Værker i Mindeudgave*, 6 Bde. København 1912, S. 158-172. Zuerst in: *Ti Aar* (1891).

<sup>7</sup> *Herman Bangs Vandreaar* 1918, S. 162.

<sup>8</sup> Ebd., S. 157.

<sup>9</sup> Ebd., S. 167.

<sup>10</sup> Ebd., S. 168.

<sup>11</sup> Ebd., S. 166.

<sup>12</sup> „Breve fra Herman Bang“. In: *Bergens Tidende*, 1.10.1885.

*Freiheit* abgedruckt worden.<sup>13</sup> Trotz der ständigen Überwachung von seiten der österreichischen Behörden aber verlebte Bang eine Zeit relativen Glücks in Wien. Schließlich mußte er seinem Schicksal nicht mehr allein entgegentreten. In Meiningen hatte er den jungen deutschen Schauspieler und Vortragskünstler Max Eisfeld (1863-1935) kennengelernt.<sup>14</sup> Der „blonde Berliner“ war die große Liebe seines Lebens. In ihm hatte er endlich einen Menschen gefunden, für den er sorgen konnte und der auch ihn liebte. Es dauerte indes nicht lange, bis Gerüchte aufkamen, die beiden würden widernatürliche Unzucht miteinander treiben.<sup>15</sup> Noch im Sommer des Jahres verließ Bang die Stadt, um sich in Prag niederzulassen, wo er mit Eisfeld zusammen den Winter verbrachte. Erfreulicherweise zeigte sich die Prager Polizei den beiden Freunden gegenüber weniger argwöhnisch als ihre Wiener Kollegen; nach einem Verhör fertigte man lediglich einen unparteiischen Bericht an. Den beiden Ausländern hielt man zugute, daß sie in offensichtlich geordneten Verhältnissen lebten. Während Bang an seinem Großstadtroman *Stuk* [Stück] schrieb und Korrespondenzen für verschiedene nordische Zeitungen und Zeitschriften verfaßte, hatte Eisfeld ein Volontariat am *Kgl. Deutschen Landestheater* in Prag angenommen.

Die Beziehung zu Eisfeld rechnete Bang fortan zu den wirklich wichtigen Begebenheiten seines Lebens. Die auch erotisch erfüllte Gemeinschaft mit dem sechs Jahre jüngeren Schauspieler bedeutete ihm eine Befreiung von den Gewissensnöten, die ihn von jungen Jahren an wegen seiner Homosexualität geplagt hatten. Sie ließ ihn die gesellschaftlichen Zwänge und Konventionen, die ihn im heimatlichen Dänemark stets beengt hatten, zumindest zeitweise überwinden.

<sup>13</sup> Hermann Bang, *Lehmann und seine Brut*. In: *Die Freiheit. Internationales Organ der Anarchisten deutscher Sprache*, 27.2.1886.

<sup>14</sup> Offensichtlich benutzte Eisfeld selbst verschiedene Schreibweisen für seinen Namen. Es sind auch die Formen Eisfeldt, Eißfeld und Eißfeldt belegt. Der Schauspieler wurde als Max Appel am 14.2.1863 im brandenburgischen Rathenow geboren und starb am 2.11.1935 im Evangelischen Johannesstift Spandau, wo er auch seine letzten Lebensjahre verbracht hatte.

<sup>15</sup> So wurde der Prager Polizeidirektor Franz Ritter von Stejskal in einem streng vertraulichen Brief vom 31. Juli 1886 durch das Wiener Polizeipräsidium über den Lebenswandel Bangs und Appels (alias Eisfeld) unterrichtet. Hier hieß es unter anderem: „Dem mehrfachen Vernehmen nach hat Bang Appel zu widernatürlichen Unzuchtshandlungen mißbraucht, doch sind die Nachforschungen so vertraulich geführt worden, daß man keine Anhaltspunkte gefunden hat, um eingreifen zu können“ [aus dem Dänischen rückübertragen]. Zit. nach: Frantisek Frölich, *Herman Bang under opsyn i Prag*. In: *Weekendavisen Berlingske Aften*, 19.11.1976.

Denn das Glück der beiden war nicht von Dauer, ihre Beziehung endete schon nach wenigen Monaten in einem katastrophalen Bruch. Eisfeld reiste Ende April 1887 aus Prag ab und ließ Bang allein in der Stadt zurück. Was der Trennung im einzelnen vorausgegangen war, läßt sich nicht ermitteln. Bang hat es zeit seines Lebens vermieden, mehr als Andeutungen über die Ereignisse dieser Wochen und Monate zu machen. Indes scheint Eisfeld ihm untreu geworden zu sein. Die Nachricht hiervon bereitete Bang eine so schwerwiegende Enttäuschung, daß über Jahre hinweg ernstliche Gefahr für sein Leben zu bestehen schien. Wiederholt kam es zu hysterischen Anfällen gepaart mit Attacken von Verfolgungswahn und Trunksucht, im Frühjahr 1890 schließlich zu einem Selbstmordversuch im norwegischen Laurvig [Larvik]. Bangs Biograph Harry Jacobsen hielt fest: „Einem Freund gegenüber gestand er [Bang] Jahre später im Vertrauen, daß eine Erschütterung ihn einst ergriff, die Tage für ihn verblässen ließ und seine Einstellung zum Leben radikal veränderte. Er wollte nur nicht ins Detail gehen.“<sup>16</sup> Wiederum Jacobsen zufolge äußerte Bang sich ähnlich, als er nach seinem Selbstmordversuch in ein Kopenhagener Krankenhaus eingewiesen wurde, „aber selbst den Ärzten gegenüber wollte er sich nicht näher darüber auslassen; er unterstrich lediglich, daß das Erlebnis vier, fünf Jahre in der Zeit zurück lag und wie ein Schock kam, der seine Psyche veränderte.“<sup>17</sup>

Als ihn bereits die Abreise Eisfelds im Frühjahr 1887 in Depressionen stürzte, versuchte Bang, sich ganz und gar der schriftstellerischen Arbeit zu widmen. An die Stelle der ungestörten Zweisamkeit mit dem Geliebten trat die vollkommene Ernüchterung und eine zunehmende Vereinsamung. An Peter Nansen schrieb er: „Der einzige Mensch, den ich hier kannte und mit dem ich verkehrte, Eisfeld, ist jetzt abgereist, um in Berlin anzutreten, wo er zu Hause ist. Sonst kenne ich niemanden. In dieser Einsamkeit sollte ich nun versuchen, mein Talent unter Beweis zu stellen [...] Du, wenn eine große Entsagung im Leben genügte, um ein großes Werk zu schaffen, da schrieb wohl eigentlich ich es.“<sup>18</sup> Resigniert vermerkte er: „Mein Leben ist mein Buch“<sup>19</sup>. So können die Bemühungen um den neuen impressionistischen Stil, den Bang gerade seit Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zur höchsten Perfektion entwickelte, in Zusammenhang mit der gescheiterten Liebesbeziehung zu Eisfeld gesehen werden.

Anders als von Bang behauptet, wartete auf Eisfeld nach seiner Abreise aus Prag aber keine Anstellung

<sup>16</sup> Harry Jacobsen, *Herman Bang. Aarene der gik tabt*. København 1961, S. 22.

<sup>17</sup> Ebd., S. 22.

<sup>18</sup> *Herman Bangs Vandreaar* 1918, S. 269.

<sup>19</sup> Ebd., S. 263.

in Berlin; der Schauspieler begab sich vielmehr für ein Jahr nach Lübeck, um am dortigen Stadttheater aufzutreten. Im folgenden scheint er ein künstlerisch erfolgreiches, aber recht unstabiles Leben geführt zu haben. In den deutschen Bühnen- und Theateralmannen für die Jahre 1888 bis 1916 sind seine Engagements an den verschiedensten Bühnen in Düsseldorf, New York, Breslau, Berlin, Leipzig, London und Münster dokumentiert. Offensichtlich hat er sich im selben Zeitraum auch auf mehrere nationale und internationale Tourneen begeben. Nach 1922 verlieren sich seine Spuren. Allein eine Besprechung in der *Vossischen Zeitung* aus dem Jahr 1903 vermittelt einen Eindruck seiner Kunst, wie sie sich seinen Zeitgenossen gegenüber darstellte. Aus Anlaß einer Aufführung von Oscar Wildes *Salome* an Max Reinhardts *Neuem Theater* in Berlin hielt Alfred Klaar fest: „Aber auch der neu in das Ensemble eingetretene Herr Max Eisfeldt, der diesmal den Jochanaan (Johannes) gab, will mit in erster Linie genannt sein. Er übertraf seinen Vorgänger. Seine Erscheinung hatte Charakter; wie er aus der Cisterne (im härenen Gewande, schlank, mit abgemagerten ‚elfenbeinernen‘ Gliedern, wie es im Buche steht) emportauchte, wirkte er wie eine Märtyrer-Denkmalfigur auf dem Sockel, in die plötzlich Leben geraten ist. Auch der unheimliche und doch mit geheimem sympathischen Reize wirkende Ton der Rede und die Haltung des Unnahbaren waren gut festgehalten.“<sup>20</sup>

Über eine Begegnung Bangs und Eisfelds nach dessen Abreise aus Prag im Frühjahr 1887 ist nichts bekannt. Es scheint aber, als habe Bang seinen ehemaligen Geliebten nie ganz aus den Augen verloren. Von einem mutmaßlichen Selbstmordversuch Eisfelds Anfang dieses Jahrhunderts hat er Kenntnis bekommen. Für die Zeit von Bangs zweijährigem Aufenthalt in Berlin ist über die Tätigkeiten des Schauspielers allerdings heute nichts mehr in Erfahrung zu bringen. Hatte Eisfeld sich in der Spielzeit 1906/07 noch mit dem Berliner *Georg-Burg-Ensemble* auf eine Tournee durch alle größeren Städte Deutschlands begeben, ist erst wieder sein Wirken für das Jahr 1910 dokumentiert. Zusammen mit Leopold Sachse (1880-1961) bestritt er hier die Direktion des Stadttheaters im westfälischen Münster. An dieser Bühne war er auch als darstellendes Mitglied tätig.

Wenn Eisfeld selbst aber kaum Spuren hinterlassen hat, so hat er in das literarische Werk Bangs doch in mehrfacher Hinsicht Eingang gefunden. Der Dichter widmete dem „Meininger-Schauspieler“ 1886 die kleine Erzählung *En Berliner* [Ein Berliner], ließ ihn als „blondgelockten Don Carlos“ in der Skizze *Madame Metz* [Madame Metz] auftreten, beschwor das gemeinsam mit ihm erlebte Glück in der 1889 erschienenen Sammlung *Digte* [Gedichte] - wobei er sich allerdings dem gesellschaftlichen Zwang zur Camouflage des

homoerotischen Verhältnisses beugte<sup>21</sup> - und nannte „das junge Blut“, das in seinem Roman *Tine* im deutsch-dänischen Krieg an den Düppeler Schanzen fällt, 1890 nach Eisfelds bürgerlichem Namen: Leutnant Appel. Ferner kann man als Reminiszenz Bangs an den einstigen Geliebten werten, daß sein Mikaël im Roman gleichen Namens in Prag geboren wurde, der Stadt ihrer Partnerschaft und ungestörten Zweisamkeit. *Mikaël* - 1904 erschienen und von Bang selbst als sein Hauptwerk bezeichnet - ist das einzige belletristische Werk, in dem der Dichter sich mehr oder weniger offen und unverhüllt einer homoerotischen Beziehung annahm.<sup>22</sup>

Die Mitarbeit an deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften konnte Bang auch nach seiner Ausweisung aus Deutschland fortsetzen. Dennoch bemühte er sich in den folgenden Jahren mehrmals darum, die Ausweisung durch die preußischen Behörden rückgängig machen zu lassen - allerdings ohne Erfolg. Erst im Sommer 1907 konnte er sich wieder in Berlin niederlassen. Er befand sich hier auf der Flucht vor Intrigen in seinem Heimatland, die ein Schmähartikel des Dichterkollegen und späteren Literatur-Nobelpreisträgers Johannes V. Jensen (1873-1950) ausgelöst hatte. Jensens Chronik über Sittlichkeitsverbrechen in der Tageszeitung *Politiken* vom 30. November 1906 stellte einen nur unwesentlich kaschierten Angriff auf Bang dar. Unter der Überschrift *Samfundet og Sædelighedsforbryderen* [Die Gesellschaft und der Sittlichkeitsverbrecher] hatte Jensen unter anderem gemutmaßt: „Ein sehr bekannter Schriftsteller, der im übrigen - einmal abgesehen davon, daß er abnorm ist - auch ein gewisses Talent hat, hat in den letzten Tagen begonnen, öffentlich von der Verteidigung des Landes zu sprechen. Der Arme, der wohl noch nie eine Waffe in der Hand gehalten hat, leidet zur Zeit vermutlich an einer platonischen Liebe zu einem Leutnant.“<sup>23</sup> Auch wenn diese und ähnliche Gehässigkeiten nicht

<sup>21</sup> Vgl.: Harry Jacobsen 1957, S. 161. Zur Camouflage homoerotischer Erfahrungen und Empfindungen bei Bang siehe im übrigen: Heinrich Detering, *Das offene Geheimnis*. Göttingen 1994, S. 233-283.

<sup>22</sup> Anders als in Dänemark pflegte man im Deutschen Reich nach der Jahrhundertwende keine Vorbehalte gegenüber dem homoerotischen Element des Romans, das schon den Zeitgenossen ins Auge fiel. Im Gegenteil, hier schätzte man Bangs *Mikaël* als „sinnlich und ohne Moral“, wie es in einer deutschen Rezension hieß. Der Roman diente später nicht nur dem schwedischen Regisseur Mauritz Stiller als Vorlage für den „ersten Schwulenfilm“ der Filmgeschichte (*Vingarna*, 1916) [Vgl.: CAPRI Nr. 9, Heft 3/1990, S. 47-48], auch der in Berlin arbeitende dänische Regisseur Carl Theodor Dreyer ließ sich 1924 von ihm zu einem Film (*Michael*) inspirieren.

<sup>23</sup> Johannes V. Jensen, *Samfundet og Sædelighedsforbryderen*. In: *Politiken*, 30.11.1906.

<sup>20</sup> Alfred Klaar in: *Vossische Zeitung*, 30.9.1903.

unwiderrprochen blieben (sogar ein Ausschluss Jensens aus dem dänischen Schriftstellerverband wurde gefordert),<sup>24</sup> wurde Bang durch sie doch innerhalb kurzem zum Gegenstand zahlloser Unterstellungen in der dänischen Presse. In einem Artikel unter der Überschrift *Herman Bang som Morder* [Herman Bang als Mörder] wurde gar die erfundene Geschichte eines jungen Mannes präsentiert, der Jahre zuvor im Arrest Selbstmord begangen hatte, nachdem er von Bang verführt worden war.<sup>25</sup> Der verunglimpft Dichter selbst schwiegte zunächst zu allen gegen ihn gerichteten Angriffen. Ein halbes Jahr später suchte er allerdings, wie schon einmal 14 Jahre zuvor, Zuflucht im europäischen Ausland.<sup>26</sup>

Johannes V. Jensens „maskulin-hysterische Chronik“<sup>27</sup> aus dem Jahre 1906 erschien im Umfeld der „großen Sittlichkeitsaffäre“, die die dänische Öffentlichkeit zu jener Zeit erschütterte und die den Auftakt zu einer ganzen Reihe von skandalösen Enthüllungen zur Homosexualität in der dänischen Sensationspresse bildete. Sie gestaltete sich als „eine Explosion moralischer Panik“<sup>28</sup> und wurde durch einen Artikel in der Tageszeitung *Middagsposten* vom 24. August 1906 ausgelöst. Hier war über einen Herrenklub berichtet worden, in dem angeblich die verwerflichsten Exzesse stattfanden. Ging es anfangs um männliche Prostitution, war bald aber nur noch von privilegierten homosexuellen Verführern die Rede. Eine zentrale Rolle spielte dabei ein Kopenhagener Zahnarzt namens Emil Aae. In seiner Not entschloß der 33-jährige Angeklagte sich dazu, eine Lawine loszutreten und alle anzuzeigen, die ihm als homosexuell bekannt waren und die in seinen Augen deshalb ebenso schuldig waren wie er selbst. In der Folge weitete der mit der Sache betraute Kriminalrechtsassessor die Untersuchungen auch auf Bang aus. Ob der Dichter auf eine gerichtliche Vorladung er-

<sup>24</sup> Überhaupt erhielt Bang im Gefolge der Affäre auch mehrere Sympathiebekundungen von seiten einer Reihe dänischer Intellektueller, so u.a. von der Schriftstellerin Karin Michaelis (1872-1950). Vgl.: Harry Jacobsen, *Den tragiske Herman Bang*. København 1966, S. 167f.

<sup>25</sup> *Middagsposten*, 3.12.1906. Der Artikel war hier als Aufmacher auf der Titelseite plaziert.

<sup>26</sup> Bereits Anfang 1893 war Bang Hals über Kopf nach Paris geflohen. Nur Tage zuvor war der bekanntermaßen erste Mord an einem Homosexuellen in Dänemark begangen worden. Die Angst, in Zusammenhang mit eben diesem Mord verhöört zu werden und mit der dänischen Sittlichkeitspolizei konfrontiert zu werden, gilt allgemein als Ursache für das plötzliche Verschwinden des Dichters aus seinem Heimatland, auch wenn es daneben literarische Gründe für seine Flucht gegeben haben mag.

<sup>27</sup> Wilhelm von Rosen, *Månens kulør. Studier i dansk bøssehistorie 1628-1912*. København 1993, S. 739.

<sup>28</sup> Ebd., S. 720.

schien, ist indes bis heute ungeklärt. Während in *Middagsposten* behauptet wurde, er sei vernommen worden, dementierte Bang dies entschieden.

Herman Bang war nicht der einzige, der im Rahmen der „großen Sittlichkeitsaffäre“ Dänemark verließ und Zuflucht in der deutschen Reichshauptstadt suchte.<sup>29</sup> In der dänischen Presse etablierte sich schnell der Begriff von den „Berlin-Emigranten“.<sup>30</sup> Der Dichter hatte mit der Übersiedlung aber vergleichsweise lange gezögert; die Liebe zu seinem Vaterland, die er so häufig und innig proklamierte, hatte ihn ein halbes Jahr verharren lassen. Erst am 4. Juni 1907 kam er in Berlin an. „Ach, wie ich mich danach sehne, endlich, endlich 'mal atmen zu dürfen. Schon Hamlet, der Dänenprinz, hat gesagt, daß Dänemark ein Gefängnis ist. Noch schlimmer ist es - und doch das Vaterland“,<sup>31</sup> hatte er wenige Tage zuvor in einem Brief an Ossip [Josef] Melnik geschrieben, den einzigen Menschen, den er zu diesem Zeitpunkt in der Stadt kannte. In den folgenden Jahren des Exils wurde er Bangs engster Freund und Vertrauter, weit mehr als Peter Nansen in Kopenhagen es sein konnte.

„Meine Abreise glich einer Flucht — einer Flucht vor mir selbst. Und die Ankunft (in Berlin) war die reinste Verwirrung“<sup>32</sup>, vermerkte Bang in einem späteren Brief, obwohl Melnik ihm doch unverzüglich eine Wohnung in der Nürnberger Straße 36 besorgt hatte, wo er selbst lebte. Diese Wohnung machte den Dichter allerdings „unendlich melancholisch“, weil sie ohne Stil und Geschmack eingerichtet war. Sie war zuvor von zwei Russen verlassen worden, die die Miete nicht bezahlt hatten, und bot lediglich den Vorteil, daß Melnik täglich zu Besuch kommen konnte. Deshalb dauerte es auch keine vier Wochen, bis Bang sich eine neue Wohnung gesucht hatte, die ihm mehr behagte — in einem Gartenhaus in der Fasanenstraße 58, zwei Minuten vom Hohenzollernplatz entfernt, „einem der prachtvollsten Plätze Berlins mit Springbrunnen und mächtigen Blumenanlagen“<sup>33</sup>. In dieser Wohnung - seiner geliebten, graziösen und fast eleganten „Fasaneninsel“ mit Parkettfußboden, Zentralheizung, elektrischem Licht

<sup>29</sup> So hielt sich 1907 auch der angeklagte Oberpolizeiwachmeister Carl Albert Hansen Fahlberg vor dem Abbüßen seiner Strafe einige Monate in der Stadt auf. Er hatte (unter dem Namen Albert Hansen) 1901 in Magnus Hirschfelds *Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen* einen Artikel über die vermeintliche Homosexualität H.C. Andersens veröffentlichten können, welche fortan die Grundlage für die homosexuelle Tradition über Andersen bilden sollte.

<sup>30</sup> Vgl.: Wilhelm von Rosen 1993, S. 621.

<sup>31</sup> Zit. nach: Ulrich Lauterbach: *Herman Bang. Studien zum dänischen Impressionismus*. Breslau 1937, S. 216.

<sup>32</sup> Zit. nach: Harry Jacobsen 1966, S. 174.

<sup>33</sup> Ebd., S. 175.

und einer Loggia - lebte Bang von Ende Juli 1907 bis Ende Juni 1909. Hier erhielt er im Dezember 1908 auch einen Brief von Johannes V. Jensen, der sich zu dieser Zeit in Berlin aufhielt und ihn treffen wollte, um sich für seinen Angriff aus dem Jahre 1906 zu entschuldigen. Bang jedoch lehnte ab.

Überhaupt lebte Bang in Berlin eher zurückgezogen. Ob die Eulenburg-Affäre, die in jenen Jahren die Öffentlichkeit des Kaiserreiches beschäftigte, und das negative Echo, das Homosexualität im Zuge der Affäre in der deutschen Presse fand, dazu beitrugen, ist nicht zu beantworten. Regelmäßigen Kontakt pflegte der durch gesellschaftliche Skandale so oft verschreckte Däne in Berlin vor allen anderen zu Ossip Melnik, den er seit 1903 kannte. Über den Journalisten und Schriftsteller ist heute jedoch kaum etwas überliefert. Anfang des Jahrhunderts nannte er sich „Repräsentant für das *Berliner Tageblatt*“, später wurde er Pressechef für Hapag-Lloyd und nach dem Ersten Weltkrieg Redakteur des Ullstein-Magazins *Uhu*. Dänischen Freunden gegenüber behauptete Bang, Melnik sei verlobt, was jedoch nicht der Fall war - die Behauptung diente lediglich der Abwehr von Spekulationen über die Art ihrer Beziehung zueinander. Nach Ulrich Lauterbach war Melnik ein ungewöhnlicher Mensch, ein Mann von reichem Wissen, aber anscheinend ohne dichterisch-schaffende Kraft, gebürtiger Russe, doch von Interesse und Bildung vollständig Westeuropäer.<sup>34</sup> Durch sein Phlegma wirkte er beruhigend auf Bang und dämpfte dessen Rastlosigkeit. Der Däne bewunderte oft seine passive Lebensweise. „Ich glaube nicht, daß Sie im Lauf eines ganzen Jahres so viel schreiben, wie ich im Lauf einer Woche schreiben muß. Und doch leben auch Sie davon. Ach, Ossip, könnte ich diese schöne Kunst einmal erlernen.“<sup>35</sup>

Bang und Melnik pflegten eine innige Freundschaft zueinander. Wenn Melnik zu Besuch kam, las er Bang ausgewählte Werke der russischen Literatur oder Artikel aus der Tagespresse vor, hörte ihm zu, wenn er von seiner Arbeit erzählte, und erteilte ihm Rat in finanziellen Fragen. Melnik war auch einer der letzten in der Alten Welt, der Bang lebend sah. Nach einem kurzen Besuch Bangs in Berlin fuhren die beiden im Januar 1912 gemeinsam über Hamburg nach Cuxhaven. Von hier aus begab der Dichter sich auf die große Amerikatournee, auf der er den Tod fand. Seine freundschaftlichen Gefühle für Bang drückte Melnik später in warmherzigen Worten aus: „Dieses Menschen Güte und seine Dankbarkeit, die die biblischen Könige in Erinnerung brachte, zu schildern ist ein allzu langes Kapitel. Wer das Glück hatte, ihn einen Freund nennen zu können, wird

immer dieses Gefühl bewahren: einen Einzigartigen gekannt zu haben, einen der niemals wiederkehrt“<sup>36</sup>.

Auf Empfehlung Melniks wählte Bang in Berlin auch Dr. Max Wasbutzki zu seinem behandelnden Arzt. Trotz anfänglicher Vorbehalte konsultierte Bang ihn im Verlauf der folgenden Jahre fast täglich. Wasbutzki versuchte, die insgesamt schlechte Konstitution Bangs zu verbessern und seine häufigen Nervenzusammenbrüche zu lindern. Mit der Zeit wurde er dem Dichter „eine sichere Quelle für Morphium“<sup>37</sup>, während seine Frau ihm eine mütterliche Freundin wurde. Überhaupt bildete die Freundschaft zu dem Ehepaar Wasbutzki eine wesentliche Stütze für Bang in seiner Berliner Zeit. Die beiden nahmen dem Dänen gegenüber eine beschützende Rolle ein; sie empfanden Mitleid mit ihm, der nach eigenem Bekunden aus seinem Heimatland vertrieben worden war.

Für Berliner Künstler war das Heim der Wasbutzki am Victoria-Luise-Platz 7 eine Art Forum, in dem Leseabende zugunsten der sozialen Arbeit Frau Wasbutzki abgehalten wurden. Hier machte Bang die Bekanntschaft der Schriftsteller Hanns Heinz Ewers, Walter Bloem und Rudolf Lothar. Hier traf er auch den Schriftsteller und Kunstkritiker Herwarth Walden. In dessen Verein für Kunst las er nach einer Generalprobe bei den Wasbutzki, und über dieses „Impromptu des Temperaments“ berichtete anschließend *Die Schaubühne* enthusiastisch.<sup>38</sup> Abgesehen von der engen Verbindung mit Melnik, den Eheleuten Wasbutzki, seinem Verleger Samuel Fischer und dem österreichischen Regisseur Max Reinhardt führte Bang aber im übrigen ein ruhiges Leben. „Er mied in der Zeit seines Aufenthalts in Berlin alle Gesellschaften“<sup>39</sup>, hielt Bertha Wasbutzki in ihren Erinnerungen an den befreundeten Dichter fest.

Die Erinnerungen der Arztgattin sind sehr persönlich und subjektiv gefaßt. Sie bilden ein aufschlußreiches Dokument zum Lebenswandel sowie zur körperlichen und seelischen Verfassung Bangs in seiner Berliner Zeit. So schrieb Bertha Wasbutzki, daß Herman Bang nicht lachen konnte. „Erst später begriff ich, daß sein Lachen ein tiefer Wehsehrei war, und keine Klage in der langen Zeit - kein Wort griff mir so jäh ans Herz wie sein Lachen.“<sup>40</sup> Über das äußere Erscheinen des Freundes vermerkte sie: „Herman Bang ging wie kein anderer Mensch gekleidet, er war oft so

<sup>36</sup> Ebd. [aus dem Dänischen rückübertragen].

<sup>37</sup> Greene-Gantzberg 1992, S. 79.

<sup>38</sup> Rudolf Blümner, *Herman Bang*. In: *Die Schaubühne* 3 (5.12.1907), S. 577-578. Einzelne Vorträge und Dichterlesungen hielt Bang während der Zeit, die er in Berlin lebte, auch in Wien, Breslau, Düsseldorf und Hamburg.

<sup>39</sup> Bertha Wasbutzki, *Erinnerungen an Herman Bang*. In: *Die Freude. Blätter einer neuen Gesinnung* 1 (1920), S. 126.

<sup>40</sup> Ebd., S. 124.

<sup>34</sup> Vgl.: Ulrich Lauterbach, *Herman Bang i Berlin*. In: *Berlingske Aftenavis*, 29.1.1937.

<sup>35</sup> Zit. nach: Lauterbach, „*Herman Bang i Berlin*“.

elegant, daß es unmännlich wirkte.“<sup>41</sup> Unmännlichkeit machte sie auch in der Einrichtung seiner Wohnung in der Fasanenstraße aus. In ihren Augen erinnerte hier alles „eher an das Zimmer eines jungen Mädchens - als an das eines ernst denkenden, mit dem Leben schwer kämpfenden Mannes.“<sup>42</sup> Der Däne war für Bertha Wasbutzki „die feinste Filigran-Arbeit Gottes“<sup>43</sup>, er war ihr der „gütigste Mensch, der innigste Dichter - der beste Freund“<sup>44</sup>. Sein erster Besuch im Frühjahr 1908 hatte ihr indes noch eine herbe Enttäuschung bereitet; als steif, überelegant und unnatürlich hatte sie Bang hier empfunden. So bereute sie zunächst gar, ihren „Lieblingsschriftsteller“ überhaupt kennengelernt zu haben. Im Zuge ihrer häufigen Begegnungen konnte er aber bald ihr Herz gewinnen - durch die gemeinsamen Gespräche über Theater, Kunst und neue Bücher, vor allem aber durch die gefühlsbetonten Erzählungen von seiner Mutter. Schließlich hielt sie fest: „Jene Zeit, als ich das Glück hatte, diesen Mann täglich um mich zu haben, gehört zu der schönsten meines Lebens.“<sup>45</sup>

Herman Bangs Spätwerke *Mikaël* und *De uden Fædreland* erschienen 1904 und 1906, vor der Flucht aus Dänemark. In Berlin schrieb der Dichter nur noch Novellen und kleinere Skizzen; Romane entstanden hier nicht mehr. Die deutsche Reichshauptstadt hat im Zuge dessen kaum Niederschlag in seinem literarischen Werk gefunden. Allein der Berliner Zoologische Garten wurde Schauplatz seiner Erzählung *Stærkest* [Purpur um den Käfig]. Was Bangs journalistisches Schaffen betrifft, hielt Harry Jacobsen fest: „Sein Berlin war eine Lilliputwelt um ein Gartenhaus mitsamt seinen fünf, sechs Nachbargrundstücken, wo die Kinder ihn kannten und ihn grüßten, wenn er kam und ging, und wo der Tischler wohnte, der ihm die Regale geliefert hatte und geduldig darauf wartete, daß sie bezahlt würden. Nur über den Gesellen des Tischlers und den Lehrling des Friseurs konnte er schreiben, über die Frau des Kaufmanns und die aufgeputzte Gattin des Bürgermeisters.“<sup>46</sup> Nichtsdestotrotz arbeitete Bang auch in Berlin täglich. Neben seiner literarischen Arbeit beschäftigte er sich vor allem mit dem Verhältnis Dänemark-Deutschland, und in Artikeln wie *Tyskerne og vi* [Die Deutschen und wir] und *Det moderne Tyskland* [Das moderne Deutschland] brachte er seine bewundernde Haltung für das Kaiserreich, das ihm selbst doch einst die Tür gewiesen hatte, zum Ausdruck.

<sup>41</sup> Ebd., S. 122.

<sup>42</sup> Ebd., S. 134-135.

<sup>43</sup> Ebd., S. 121.

<sup>44</sup> Ebd., S. 149.

<sup>45</sup> Ebd., S. 125-126.

<sup>46</sup> Harry Jacobsen 1966, S. 188.

In Zusammenarbeit mit seinem Berliner Freund und Arzt Dr. Wasbutzki entstand in der Zeit vom „28. April bis 26. Juni 1909“<sup>47</sup> auch die sexualpsychologische Studie *Gedanken zum Sexualitätsproblem*. Dieser Essay, der eine Art Bekenntnis des Dichters zur Homosexualität<sup>48</sup> sowie einen Versuch ihrer Analyse darstellt, wurde in deutscher Sprache verfaßt und war von Bang ausdrücklich für die posthume Veröffentlichung „in einer ärztlichen Zeitschrift Deutschlands“ bestimmt.<sup>49</sup> Als Wasbutzki ein Jahr nach Bangs Tod daran ging, die Studie zu veröffentlichen, stieß er auf entschiedenen Widerstand vor allem von Bang, Nachlaßverwalter und Verleger, Peter Nansen. In der Folge stellte Wasbutzki seine Bemühungen um die Schrift vorübergehend ein, wengleich von seiten des Wissenschaftlich-humanitären Komitees der Wunsch nach ihrer Veröffentlichung geäußert wurde. So hieß es im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* bereits im April 1912: „Es steht zu hoffen, daß Herman Bang, der unserer Bewegung ein reges Interesse entgegenbrachte, sich über sein Empfindungsleben noch genauer ausgesprochen hat, und zwar in einem hinterlassenen Manuskript, das hoffentlich der Öffentlichkeit nicht vorenthalten wird.“<sup>50</sup> Erst 1922, zehn Jahre nach Bangs und vier Jahre nach Nansens Tod, konnte die Studie im Bonner A. Marcus & E. Webers Verlag erscheinen.<sup>51</sup>

Herman Bangs Essay *Gedanken zum Sexualitätsproblem* bietet einen Schlüssel zum Verständnis für den Umstand, daß es so schwierig ist, die Beziehungen des Dänen zur aufblühenden homosexuellen Subkultur Berlins um die Jahrhundertwende zu dokumentieren. Denn auch wenn von seiten des Wissenschaftlich-humanitären Komitees behauptet wurde, der Dichter habe der homosexuellen Emanzipationsbewegung seiner Zeit reges Interesse entgegengebracht, lassen sich Kontakte Bangs zur Berliner „Szene“ kaum belegen. Sein Essay behandelt nicht nur die Fremdheit des Homosexuellen in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch die Fremdheit des

<sup>47</sup> Max Wasbutzki: Brief in der *Vossischen Zeitung* vom 26. Februar 1913. Zit. nach der Wiedergabe im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 16, 1914, S. 64.

<sup>48</sup> Wohl ausnahmslos alle Kommentatoren dieses Textes haben ihn als ein Bekenntnis Bangs zu seiner Homosexualität gelesen, obwohl darin nirgendwo von Bangs eigenem Geschlechtsleben die Rede ist. Vielleicht läßt sich diese durchgehende Fehlinterpretation damit erklären, daß der Autor Wasbutzki in seiner Vorbemerkung Bang als „geistig so hervorragenden Homosexuellen“ (*Zeitschrift für Sexualwissenschaft* 9, 1922, S. 161) bezeichnet. Er begründet dies nirgendwo, sondern will suggerieren, daß der Text dies klar erweise, was aber mitnichten der Fall ist. (Anm.d. Red.)

<sup>49</sup> Das Manuskript wurde von Max Wasbutzki niedergeschrieben und von Bang handschriftlich autorisiert.

<sup>50</sup> *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 14, 1912, S. 339.

<sup>51</sup> In dänischer Übersetzung erschien die Studie erst 1957.

„aristokratischen“ Homosexuellen gegenüber der homosexuellen Subkultur: „Von der Gesellschaft angefeindet, von den Gesetzen bedroht, schließen die meisten Homosexuellen sich zusammen, sie machen sich untereinander verständlich durch eine Reihe von Zeichen, die, der Himmel weiß wie, in allen Ländern dieselben sind. Die geistige Aristokratie der Homosexuellen fühlt sich doch immer von dieser Freimaurerwirtschaft abgestoßen und geht deshalb fremd sozusagen durch die eigene Welt. Sie wollen nichts gemein haben mit den Menschen, mit welchen sie doch nur das eine gemein haben.“<sup>52</sup> Vermutlich zählte Bang sich selbst zu dieser „geistigen Aristokratie der Homosexuellen“. Vermutlich können alle homosexuellen Männer, mit den er engeren Umgang hatte [so z.B. die Dänen Christian Houmark (1869-1950) und Joakim Reinhard (1858-1925)] zu ihr gerechnet werden.

Aber Bang grenzte sich nicht nur von denen ab, mit welchen er „nur das eine“ gemein hatte. Nach den niederschmetternden Erfahrungen mit seinem Erstlingswerk wollte er auch mit zeitgenössischen Dichtern, die durch erotische Freizügigkeit Aufsehen erregten, nichts zu tun haben. Im gleichen Maße, wie er sich von anderen Schwulen abgestoßen fühlte, stand er ihnen ablehnend und verschlossen gegenüber. Von dem norwegischen Anarchisten und „Kristianiabohemien“ Hans Jæger (1854-1910) distanzierte er sich ebenso wie von dem französischen Bühnenautor Victorien Sardou (1831-1908). Über Oscar Wilde heißt es gar, daß Bang ihn und sein Werk verachtete. Homosexualität war seiner Meinung nach ein Thema, mit dem die Literatur sich nicht beschäftigen sollte.

Dokumentiert ist indes, daß Bang sich zumindest einmal in die Berliner Subkultur begeben hat. Magnus Hirschfeld selbst führte den dänischen „Forschungsreisenden“ einst zu den verschiedenen Treffpunkten Homosexueller in der Stadt.<sup>53</sup> Ob diese Tour in die Zeit von Bangs zweijährigem Aufenthalt in Berlin fiel, läßt sich nicht belegen, ist aber höchst wahrscheinlich. Vermutlich fand sie sogar nur kurz vor dem Zustandekommen von Bangs Essay *Gedanken zum Sexualitätsproblem* statt. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß es Max Wasbutzki war, der in seiner Eigenschaft als Arzt und Freund Bang an Hirschfeld verwies. Auch drängt sich der Gedanke auf, daß der Dichter sich gerade im Zuge seines Kontaktes mit Hirschfeld veranlaßt gesehen haben mag, seine eigene Position zu anderen

schwulen Männern zu eruieren und zu begründen. Schließlich läßt sich sein Essay als Rechtfertigungsversuch gegenüber der „Freimaurerwirtschaft“ lesen, die er zur Kenntnis nahm oder nehmen mußte. Auch wenn Bang sich in seiner Studie von anderen Schwulen klar abgrenzte, geht die „geistige Aristokratie der Homosexuellen“ nach seinen Worten zwar fremd, aber nichtsdestotrotz *durch die eigene Welt*.<sup>54</sup>

Zwei Anläufe mußte Herman Bang unternehmen, um Berlin zu erobern. Die Hoffnungen auf Ruhm und Ehren, die er von Anfang an in die deutsche Reichshauptstadt gesetzt hatte, sollten sich erst im Zuge seiner zweiten Übersiedlung erfüllen. Der literarische Erfolg ließ ihm nach der Jahrhundertwende uneingeschränkte Anerkennung zuteil werden. Er beherrschte die deutsche Sprache jetzt fast perfekt, und seit Anfang 1908 hatte er sich in Deutschland auch als Vorleser einen Namen gemacht - nicht nur in Berlin. Nach einem Auftritt in Hamburg vermerkte das *Hamburger Fremdenblatt* zwar kritisch: „In dem Vortrage aus eigenen Dichtungen tat er schauspielerisch entschieden zu viel dramatisches“<sup>55</sup>. Dennoch bekam er auch hier lebhaften Beifall und die begehrten Blumenbuketts — „für vortragende Herren eine Neuheit in der Literarischen Gesellschaft“<sup>56</sup>. Nach eigenem Bekunden fristete Bang aber ein freudloses Dasein in den Jahren 1907 bis 1909. Hatte ihm die Ausweisung aus Deutschland zwanzig Jahre zuvor noch das Glück im Unglück beschert, daß er die große Liebe seines Lebens kennenlernte, war für ihn das Leben in Berlin zu Anfang dieses Jahrhunderts relativ arm an äußeren und inneren Ereignissen. Allein, spurlos gingen auch diese Jahre nicht an ihm vorüber. Das legt nicht zuletzt der Essay *Gedanken zum Sexualitätsproblem* nahe.

Das Versprechen von Freiheit jenseits der engen Verhältnisse Dänemarks konnte Berlin einlösen. Bangs Homosexualität wurde zu seinen Lebzeiten in Deutschland nie Anlaß zu ähnlich gehässigen Verleumdungen, Angriffen und Verrissen wie in seinem Heimatland. Den Zeitgenossen im Kaiserreich wurde der Däne nach der Jahrhundertwende vor allem als sensibler Dichter und engagierter Theaterkritiker bekannt, nicht als exaltierter Dandy und Bohemien.<sup>57</sup> Weder die Eulenburg-Affäre noch die anti-

<sup>52</sup> Herman Bang, *Gedanken zum Sexualitätsproblem*. Bonn 1922, S. 19. Nachzulesen ist dieser Essay auch in der Zeitschrift *Forum Homosexualität und Literatur*, Nr. 10/1990. Er wurde hier zusammen mit einer Einführung von Heinrich Detering abgedruckt. Vgl.: Ebd., S. 63-81.

<sup>53</sup> Vgl.: Magnus Hirschfeld, *Von einst bis jetzt*. Berlin 1986, S. 43.

<sup>54</sup> Über welche Wege das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee zum April 1912 von Bangs hinterlassenem Manuskript erfahren hat, ist nicht bekannt.

<sup>55</sup> *Hamburger Fremdenblatt*, 25.4.1908. Zit. nach: Harry Jacobsen 1966, S. 186.

<sup>56</sup> Ebd., S. 186.

<sup>57</sup> Gleichwohl wurde auch in einigen deutschen Nachrufen auf Bang Bezug auf seine Homosexualität genommen, so z.B. von Hans Land im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* Jg. 14, 1912, S. 335-339. Zuerst in *Die Schaubühne* (15.2.1912). Hans Land hielt auch bei der Herman Bang-

homosexuelle Stimmung, die die deutsche Presse verbreitete, spielten im Zusammenhang mit der Rezeption Bangs eine maßgebliche Rolle. Die persönliche Sicherheit und Unversehrtheit des Dichters waren in der Folge zu keinem Zeitpunkt akut bedroht.

Einen direkten Befreiungsschlag bedeutete die Flucht nach Berlin für Herman Bang aber nicht. Vielmehr zog er sich hier deprimiert auf seine „Fasaneninsel“ zurück und wählte die Beschränkung auf einige wenige private und geschäftliche Beziehungen. Geistig-moralischen Beistand und Unterstützung fand er in erster Linie bei Ossip Melnik und dem Ehepaar Wasbutzki. Trotzdem war ihm auch im Exil kein Frieden mit sich und der Welt vergönnt. „Ein fremdes Land ist eine merkwürdige Sache, an welche die wenigsten sich gewöhnen“<sup>58</sup>, schrieb er im Oktober 1907 an seine Schwester. Irritierte ihn einerseits das geschäftige und unruhige Leben der Großstadt, trauerte er andererseits dem verlorenen Paradies nach. Ständig war er von einer Sehnsucht nach Dänemark erfüllt, das er unter so widrigen Umständen verlassen hatte. Selbst das tiefe Unrecht, das ihm hier widerfahren war, hatte seiner Vaterlandsliebe keinen Abbruch getan. Als man ihm im Sommer 1909 eine Regisseurstellung am Kopenhagener Kasino-Theater anbot, nahm er sie dankbar an. Der Abschied fiel ihm nicht schwer, aber er verließ Berlin auch nicht im Groll. Die Skizze *Berliner Eindrücke*, die er kurz vor seiner Abreise 1909 schrieb, beendete er mit den Worten: „Aber jetzt leb wohl, mein Gassenwinkel und meine Berliner Welt. Leb wohl. Denn ich muß ziehen. Aber im Gehen grüße ich und ziehe den Hut - ehrerbietig.“<sup>59</sup>

---

Gedenkfeier am 25. Februar 1912 im Hause Wasbutzki eine Gedenkrede.

<sup>58</sup> Zit. nach: Harry Jacobsen 1966, S. 178.

<sup>59</sup> Zit. nach der deutschen Ausgabe: Hermann Bang, *Fabrendes Volk*. Berlin 1928, S. 123.

VORBEMERKUNG ZUR VERDORBENHEIT DER SITTEN IN ENGLAND: *Deutschsprachige Texte des 18. Jahrhunderts, die außerhalb der juristischen Fachliteratur Hinweise auf das damalige Leben schwuler Männer geben, sind sehr selten; so gut wie unbekannt aber sind Berichte über quasi-subkulturelle Gebilde. Die einschlägigen Kapitel in den „Briefen über die Galanterien von Berlin“<sup>1</sup> aus dem Jahre 1782, deren Wahrheitsgehalt wegen ihrer propagandistischen, antipreußischen Tendenz mit einiger Berechtigung angezweifelt wurde,<sup>2</sup> galten als die einzigen Hinweise auf eine schwule Subkultur und – was ebenso wichtig ist – als der einzige Versuch, das Vorhandensein einer schwulen Subkultur zur Sprache zu bringen. Der hier reproduzierte anonyme Bericht aus dem ersten Heft der Berliner Zeitschrift „Politische Annalen“ vom Januar 1793 ist nun ein weiterer Text, der der bürgerlichen Öffentlichkeit jener Zeit Hinweise auf subkulturelle Geselligkeiten der „warmen Brüder“ gibt oder auf einen „Klub von Männern, zu dem abscheulichsten und widernatürlichsten Zwecke“ versammelt. Waren es in Berlin die warmen Brüder, so waren es in London „Kerle in Weiberkleidern“, von denen jeder „einen Weibernahmen“ hatte und die sich in einem „Klub“ resp. einer „Tabagie“ trafen. In beiden Texten wird von einem Standpunkt außerhalb dieser Gruppen über sie berichtet, so daß sie für die eigentlich spannende Frage nach der Selbstwahrnehmung und dem Selbstbild dieser warmen Brüder nur wenig hergeben. In den mitgeteilten Verhaltensweisen (Kleidung, Namengebung, Schminke, Menuett-Tanzen, „unanständigste Stellungen“) scheinen aber bereits eine Selbstverständlichkeit und ein Selbstbewußtsein zum Ausdruck zu kommen, und in der Tatsache, daß sie über definierte und abgegrenzte Versammlungsstätten (ein Klub mit einem Saal, eine Tabagie) für ihre Begegnungen verfügten, deutet sich unter anderm auch eine Gewißheit an, daß man anders ist als die anderen oder daß man – um das modische Schlagwort zu gebrauchen – über eine gemeinsame Identität verfügt. Nach landläufiger Auffassung dürfte es so etwas unter schwulen Männern am Ende des 18. Jahrhunderts gar nicht gegeben haben, wie es auch jene andere Form schwuler Selbstwahrnehmung, daß man sich selbst für krank hält, erst hundert Jahre später als Folge sogenannter Medikalisierung geben dürfte. Eine ungewöhnlich deutliche Manifestation einer solchen unzeitgemäßen Bewußtseinsform aus dem Jahre 1789 hat jetzt Heinrich Detering entdeckt. Es handelt sich dabei um die Beschreibung eines schwulen Mannes, der offensichtlich nichts von anderen Männern weiß, die ähnlich empfinden wie er, und der seinen unnatürlichen Trieb nach einer gewissen „Handlung mit der Hand am Körper des geliebten Jünglings oder Knaben“ für ein „Übel“ hält, gegen das „Psychologen, Ärzte und Naturforscher“, wie er hofft, „Mittel zu dessen Hebung“ erfinden mögen.<sup>3</sup> – Der folgende Text ist keineswegs eine Neuentdeckung nach zweihundert Jahren, er hat vielmehr schon eine kleine Editions-geschichte: Nur wenig verändert erschien er drei Jahre nach dem Erstdruck in dem gleichfalls anonymen Buch „Originalzüge aus dem Charakter englischer Sonderlinge“ (Leipzig 1796), und mehr als hundert Jahre später zitiert Iwan Bloch<sup>4</sup> diese zweite Fassung und nennt dabei ohne Begründung und Berechtigung als Autor Archenholtz. Einen Hinweis auf die hier reproduzierte Fassung fanden wir zufällig in der Schweizer Schwulenzeitschrift „Der Kreis“, wo sie nur wenig verändert in der Nr. 2 von 1966 auf Seite 5 kommentarlos abgedruckt ist.*

<sup>1</sup> [Johann Friedel:] Briefe über die Galanterien von Berlin, auf einer Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier. [Gotha: Ettinger] 1782.

<sup>2</sup> Vgl. Paul Derks: Die Schande der heiligen Päderastic, Berlin 1990, S. 104

<sup>3</sup> Heinrich Detering: „zur Sprache kommen“. Eine homoerotische (Auto-)Biographie 1789. In: Grenzgänge, Festschrift für Wolfgang Popp, Essen 1995, S.271. – Allerdings weiß auch der anonyme Autor dieses von Detering entdeckten Berichts von einer städtischen Subkultur schwuler Männer: „In der Stadt, worin ich lebe, hat schon mancher Bekannte mich auf junge Männer hingewiesen mit einem geheimen Winke, daß dies Knabenliebhaber wären. In einer größern Stadt, die ich nicht gern nahhaft machen wollte, soll eine ganze Gesellschaft von solchen verstimten Liebhabern zusammengetreten sein, die immer mehrere in ihre Verbindung ziehen, um Nahrung für ihre Lüste zu finden.“ (S. 276)

## Außerordentliches Beispiel der großen Verdorbenheit der Sitten in England.

---

In dem Monat Oktober des verflossenen Jahres erhielt das Polizeigericht in der Straße Bowstreet zu London einen anonymen Brief, in welchem gemeldet wurde, daß jeden Montag Abend sich ein Klub von Männern, zu dem abscheulichsten und widernatürlichsten Zwecke versammle, und daß dieser Klub in einem Wirthshause, die Traube genannt, im Clements-lane, nahe bei Clare-Market gehalten werde. Ferner ward gemeldet, daß die Mitglieder dieses Klubs noch außerdem, beinahe alle Diebe und falsche Münzer wären.

Die Mitglieder des Polizeigerichts hielten es für Pflicht, die Wahrheit dieses Vorgebens zu untersuchen. Sie sandten daher zwei Polizeiwächter an dem nächst folgenden Montage nach diesem Hause, mit dem Auftrage, sich unter die Mitglieder des Klubs zu mischen. Diese kamen dahin, blieben eine Zeit lang da, und sahen den Abscheulichkeiten zu, welche vor ihren Augen vorgiengen.

Hierauf sandte der Polizeirichter Bond, an dem nächst folgenden Montage, die Polizeiwache nach dieser Versammlung. Diese sprengte die Thüre auf, besetzte Fenster und Thüren, um das Entweichen dieser Unmenschen zu verhüten; und bemächtigte sich derselben.

Bei dem Eintritte der Wache in das Zimmer fand dieselbe zwei Kerle in Weiberkleidern, mit Muffen, mit breiten Schawls, mit Weiberhauben nach der neuesten Mode, in Form eines Turbans, mit seidenen Schürzen u. s. w. bekleidet. Beide waren weiß und roth geschminkt, und tanzten zusammen ein Menuet in der Mitte des Saales, während die übrigen, in den unanständigsten Stellungen, rund herum an der Wand sich befanden.

Alle, achtzehn an der Zahl, wurden in Verhaft genommen, und am folgenden Morgen, in den Weiberkleidern, in denen man sie gefunden hatte, vor das Polizeigericht gebracht und ausgefragt. Es fand sich, daß ein jeder dieser Männer in dem Klub einen Weibernahmen hatte, unter welchem er den übrigen Mitgliedern dieser schändlichen Gesellschaft bekannt war. Z. B. Lady Golding, Gräfinn Papillon, Miß Fancy u. s. w.

Es versammelten sich, vor dem Hause des Polizeirichters, eine außerordentliche Menge Volks, welches die Gefangenen zu ermorden drohte: so groß ist der Abscheu vor diesem Laster in England!

Die Gefangenen wurden, je zwei und zwei, an einander gefesselt, und alle mit einander an eine Kette befestigt. So führte man sie nach dem Gefängnisse, unter Begleitung einer starken Wache von Soldaten, welche die Gefangenen vor der Wuth des Pöbels beschützte. Indessen war doch diese Wache nicht vermögend zu verhindern, daß nicht der Pöbel mit Steinen und Koth, auf dem ganzen Wege, nach den Verbrechern geworfen hätte.

## BUCHBESPRECHUNGEN

**Peter Grupp: Harry Graf Kessler 1868-1937. Eine Biographie. 2. Aufl. Verlag C.H.Beck, München 1996. 320 Seiten.**

Bis in die achtziger Jahre hinein war es unter Autoren von Biographien üblich, die Homosexualität der Männer, deren Leben sie beschrieben, zu verschweigen oder, falls sie doch bereits zu bekannt und nicht ohneweiters zu ignorieren war, sie herunterzuspielen und die womöglich vorhandenen heterosexuellen Meriten des Betreffenden um so stärker hervorzuheben. Erfreulicherweise kommen solche manipulativen Methoden der Biographik inzwischen kaum noch vor. Daß das Geschlechtsleben eines Mannes für sein Lebenswerk bedeutsam ist, wurde eigentlich nie offen bezweifelt, man war aber immer gern bereit, sexuelle Unregelmäßigkeiten großer Männer zu verschweigen, was weniger mit historischer Wahrheitsfindung aber umso mehr mit personenkultmäßigen Verwertungsinteressen zu tun hatten. Die Einsicht, daß die Homosexualität eines Mannes mit dem künstlerischen und moralischen Wert seines Werkes nichts zu tun hat, setzt sich also in der wissenschaftlichen wie in der populären Biographik immer mehr durch.

Neuerdings macht sich eine Tendenz bemerkbar, die wohl zuerst in dem eigenartigen Buch „Franz Kafkas offenes Geheimnis“ von Günter Mecke (München 1982) zur Geltung kam. Mecke geht von vornherein von seiner, man muß wohl sagen, Glaubensüberzeugung aus, daß Franz Kafka schwul war und daß sein dichterisches Werk als ein verschlüsseltes Bekenntnis zu lesen sei. Grupps Kessler-Biographie ist ein weiteres Beispiel für diese neue Verfahrensweise, die Homosexualität zu behaupten und eine argumentierende Beweisführung gar nicht erst zu versuchen.

Als Sohn eines deutschen Bankiers 1868 in Paris geboren, verbrachte er seine Schulzeit standesgemäß in englischen und deutschen Instituten, die den Söhnen der Reichen vorbehalten waren, studierte in Bonn und Leipzig Jura und unternahm nach der Promotion halbherzige Schritte zu einer Karriere im diplomatischen Dienst, gab aber schließlich, materiell gesichert durch das beträchtliche Vermögen seines Vaters, dem Leben eines „dilettierenden Müßiggängers“ (91), eines Freundes und Förderers der schönen Künste und fashionablen Künstler den Vorzug. In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg versuchte er ohne nennenswerten Erfolg die deutsche Außenpolitik zu beeinflussen. Neben einer Biographie seines Freundes Walther Rathenau gehört sein fast lebenslang geführtes Tagebuch zu den Leistungen, die ihm bis heute den Ruf eines bedeutenden Bewegers und Bewegten im deutschen Kulturleben des ersten Drittels unseres Jahrhunderts eintrugen. Auszüge aus seinen Tagebüchern, die Zeit der Weimarer Republik betreffend, erschienen in Westdeutschland seit den 60er Jahren in immer neuen Auflagen.

Die vollständige Tagebuchhandschrift und die Korrespondenz Kesslers befinden sich heute im Marbacher Literaturarchiv und dienten Grupp als wichtigste Quelle. Daß dieses vermutlich lückenlose Material so gut wie nichts enthält, was dem öffentlichen, weitgehend von Kessler selbst inszenierten Bild seiner Persönlichkeit unbekannt Dimensionen verleihen könnte, bildet wohl die Hauptschwierigkeit des Biographen. Der Briefwechsel Kesslers mit seiner Mutter und die entsprechenden Tagebucheinträge veranlassen ihn zu recht obskuren Andeutungen: „Verhüllte, ja abgründige Schattenseiten des engen Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn lassen sich hier ahnen“ (44), und: „Durch diese besondere Art seines Verhältnisses zur Mutter sind Kesslers Beziehungen zu Frauen nicht erleichtert worden.“ (14) Dies dient zur Vorbereitung auf „ein Schlüsselerlebnis“, auf die Begegnung und Freundschaft mit Otto von Dungern, die Kessler dazu verholten haben soll, daß „er sich seiner homosexuellen Veranlagung endgültig bewußt geworden“ sei. (45) Aus Tagebucheintragen wie dieser, die sich auf von Dungern beziehen: „Ich habe das sehnsüchtige süße Herzleid, das die Hefe aller tief genossenen Glückseligkeit ist, stark empfunden“, schließt Grupp auf Kesslers homosexuelle Veranlagung. Obwohl ihm klar ist, daß damals „schwärmerische Männerfreundschaften, die leicht eine homoerotische Färbung annehmen können“ (45), ohne daß es sich um Homosexualität handelt, durchaus üblich waren, behauptet er, Kesslers Verhältnis zu von Dungern sei homosexuell. Die Freundschaft zwischen Kessler und dem fast zwanzig Jahre jüngeren Radrennfahrer Gaston Collin soll ebenfalls ein homosexuelles Verhältnis gewesen sein, was aus den Briefen Collins an Kessler — „wirkliche Liebesbriefe“ (139) — zu entnehmen sei. Briefstellen wie die folgenden sollen dies beweisen: „Ich betrachte etwas und meine Gedanken sind gleich bei Ihnen - ich könnte nicht mehr ohne Sie leben“ und: „morgens, abends und alle Zeit denke ich an Sie, ich lebe nur für Sie“ oder: „ich möchte in Paris sein, denn hier, ohne Sie, würde ich lieber sterben - ich warte also auf einen Brief.“ (139)

Grupp versäumt es, nach der damals in Kesslers gesellschaftlichem Milieu üblichen Rhetorik beim Ausdruck von Freundschaftsgefühlen unter Männern zu fragen. Hätte er dies getan, dann wären seine vermeintlichen Beweise für Kesslers homosexuelle Veranlagung nicht mehr haltbar und er müßte sich redlicherweise damit begnügen, seinen Verdacht als bloßen Verdacht zu kennzeichnen. Mit Grupps Methode könnte man wohl fast jedem Mann eine „homosexuelle Veranlagung“ andichten. Den wissenschaftlichen Wert seines Werkes hat Grupp mit einer solchen Vermengung von Mutmaßungen und Tatsachen gemindert, was zu bedauern ist.

Manfred Herzer

Willhart S. Schlegel: Rolf. Eine zeitgeschichtliche Erzählung. R.G.Fischer Verlag, Frankfurt 1995. 305 S.

Mehrfach wurde die Ansicht geäußert, daß „homosexuelle Nationalsozialisten“ eine Erfindung, eine „soziale Konstruktion“ seien, deren maßgebliche Urheber linke Medien in Deutschland und, besonders nach dem Januar 1933, die Publikationen der aus Nazideutschland geflohenen Exilanten gewesen seien. Zwar gab es schwule Nazis, wie es in allen politischen Gruppen und Parteien Schwule gibt, aber was die Nazis betrifft, handele es sich um wenige Ausnahmen wie Röhm, die von Nazigegnern unzulässig verallgemeinert und in den Dienst einer homophoben Antinazi-Propaganda gestellt worden seien. In CAPRI 18 hat zuletzt Alexander Zinn versucht, diese These zu begründen, wobei er die einschlägigen Äußerungen schwuler Emigranten wie Hirschfeld und Hiller darauf zurückführt, daß sie gewissermaßen aus zweiter Hand, nämlich von der homophoben Exilpresse fehlinformiert worden waren.

Die hier anzuzeigende Autobiographie des 1912 geborenen Arztes und Schriftstellers Schlegel bietet wegen der erfreulichen Freimütigkeit, mit der er seine politische und sexuelle Karriere schildert, einen interessanten Beitrag zur Konstruktion resp. Realität des homosexuellen Nationalsozialisten. Natürlich zeigt Schlegels Bericht „einen sehr subjektiven und subjektiv gefärbten Ausschnitt aus den Ereignissen einer bewegten Zeit“ (305), was durch eine fiktionalisierte Darstellungsform betont wird, in der er selbst stets in der dritten Person mit dem Namen „Rolf“ vorkommt. Die vielen beigefügten Fotografien bilden dazu aber eine Art objektivierendes Gegengewicht.

Angeregt durch seine alte Tante, die ihm 1930 Hitlers „Mein Kampf“ schenkte und ihn in Frankfurt zu Massenkundgebungen der Nazis mitnahm, trat er achtzehnjährig in die NSDAP und die Hitlerjugend ein. Ausgiebige Sexerfahrungen mit seinen Mitschülern auf dem Gymnasium hatten bei ihm von vornherein keinen Zweifel entstehen lassen, daß er schwul ist und den Sex mit jüngeren oder gleichaltrigen Männern liebt. Die Atmosphäre, die er anfangs in der Nazi-Partei wahrnahm, schildert er mit folgenden Worten: „So widersprüchlich und unsinnig das im Hinblick auf spätere Entwicklungen erscheinen mag, so spielte Anfang der dreißiger Jahre eine gewisse homosexuelle Atmosphäre für die Entwicklung der nationalsozialistischen Bewegung eine Rolle. Daß der im Ersten Weltkrieg als Frontoffizier bewährte Hauptmann Ernst Röhm ein hervorragender Organisator, aber auch homosexuell war, war Hitler durchaus bekannt [...] Ähnlich schien die Situation bei dem Rolf seinerzeit so begeisternden Kreisleiter der Partei Walter Kramer zu sein [...] Walter Kramer [...] wurde Gebietsführer der Hitlerjugend, zog sich sehr geschickte und gut aussehende Unterführer heran und erwies sich als hervorragender Organisator. Ein blonder, schlanker, athletischer und auch energischer junger Mann war offensichtlich sein

Geliebter. Er ließ ihn sehr rasch zum Oberbannführer aufsteigen [...] Rolf war stellvertretender Zellenleiter und, wie man damals sagte, einer der jüngsten Hoheitsträger der NSDAP geworden, außerdem Pressereferent und Kulturreferent im Bann 166 Taunus der Hitlerjugend und danach im Oberbann Frankfurt.“ (44 f.) Dann kam der 30. Juni 1934: „Im Zuge der geschürten Homosexuellenverfolgung war nun auch der Gebietsführer aufgefallen. Er verschwand, ohne daß man davon Aufhebens machte, für alle Zeit, entweder in einem Lager, oder man ermordete auch ihn sofort. Der junge Oberbannführer Erich Seifert erschoss sich selbst. Der Stabschef des Gebietes und einige andere Hitlerjugendführer verschwanden ebenfalls. Wenn für Rolf auch keine akute Gefahr bestand, so war doch mit der Ermordung Röhm und seiner Gefährten und der anschließenden Homosexuellenjagd seine Sympathie für Hitler in Haß verwandelt.“ (45) Zwar zog er sich „unter Hinweis auf die Notwendigkeit seines Studiums ganz aus der aktiven Parteiarbeit zurück“ (46), trat aber nicht aus der Partei aus, weil dies offensichtlich seiner Karriere geschadet hätte. Seine Beteuerung, ein Parteiaustritt wäre „einem materiellen und physischen Selbstmord gleichgekommen“ (47), klingt wenig glaubwürdig, zumal er in den folgenden Jahren nicht nur sein Studium beendet und eine erfolgreiche Laufbahn als Arzt in der Naziwehrmacht beginnt, auch sein schwules Liebesleben gestaltet sich überaus erfolgreich und beglückend. Im Februar 1944 heiratet er dennoch eine Frau und zeugt mit ihr einen Sohn (144 ff.) Kurz darauf wird er denunziert, was aber keine Folgen für ihn hatte. „Denn Rolf war ja immer sehr vorsichtig gewesen. Und der Verdacht erschien auch deswegen wenig plausibel, weil er kurz zuvor geheiratet hatte und gerade von den Flitterwochen [...] zurückgekehrt war. Die Möglichkeit eines bisexuellen Verhaltens paßte nicht zu den damaligen Auffassungen von Homosexualität, die nur ein Entweder-Oder in Betracht zogen.“ (153)

Eine tiefe und etwas unheimliche Ironie kommt übrigens in dem Umstand zum Ausdruck, daß Schlegel zu den ersten gehörte, die in der BRD die Erforschung der Schwulenverfolgungen unter den Nazis förderten. Nach ersten knappen Andeutungen in Kogons „Der SS-Staat“ (1946) war wohl der Aufsatz von Wolfgang Harthaus „Der Massenmord an Homosexuellen im Dritten Reich“ die erste umfassendere Darstellung zu diesem Thema. Sie war enthalten in dem Buch „Das große Tabu“, das 1967 von Willhart Siegmund Schlegel herausgegeben wurde.

Die Vereinbarkeit von gelebter Homosexualität und bürgerlicher Laufbahn im NS wird in Schlegels Autobiographie eindrucksvoll belegt. Zu fragen wäre, inwiefern sie Rückschlüsse auf den „gewöhnlichen Homosexuellen“ jener Zeit zuläßt. Daß sie in weiten Teilen Typisches und Repräsentatives über Leben und Ansichten „homosexueller Nationalsozialisten“ im NS mitteilt, scheint mir indes wahrscheinlich.

Manfred Herzer

## WAS BISHER AUF CAPRI GESCHAH – INHALT ALLER HEFTE

**Heft 1/1987 [= Nr. 1]:** M. Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / H.Kennedy: Das Geheimnis von Sagitta / M. Herzer: Christian Wilhelm Allers / M. Herzer: Zum Ursprung des Angeborensens / C.F. Michéa: Des déviations malades de l'appétit vénérien / K.M. Kertheny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg. **Heft 2/1987 [= Nr. 2]:** M.Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund, ein Nazimärchen / Gad Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / George L. Mosse: Homosexualität und Faschismus in Frankreich / Buchbesprechung: Plant, The Pink Triangle. **Heft 1/1988 [= Nr. 3]:** M.Herzer: Schwule Preußen warme Berliner / E. Jäger: Vautrins Söhne und Leser / H. Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / B.Balz: Heiliger Abend. **Heft 2/1988 [= Nr. 4]:** M. Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Urning Carl von Zastrow / K.M.Kertheny: Sexualpolitische Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / M. Herzer: Etwas zu Kerthenys Lebenslauf / G.J. Giles: Wilhelm von Gloeden und die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit. **Heft 3/1988 [= Nr. 5]:** U. Schücklenk: Arthur Schopenhauer und die Schwulen / A. Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / A. Schmitt: Über Pädersten, Homosexuelle, Kinäden und Schwule / Die Päderasten. Distraction de l'Equipage / S. Karlinsky: Tschaikowskis Selbstmord, Mythos und Realität / Buchbesprechung: Kennedy, The Life and Works of Karl Heinrich Ulrichs. **Heft 4/1988 [= Nr. 6]:** G.Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / R.Schildt: Das Ende einer Karriere. Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Staatsdienst wegen widernatürlicher Wollust / Buchbesprechung: Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien. **Heft 1/1990 [= Nr. 7]:** G.Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung / B. Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei. Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / B.U.Hergemöller: Chome fue arso uno Sodomito - Lucca 1369 / J.Werres: Als Aktivist der ersten Stunde. **Heft 2/1990 [= Nr. 8]:** S.Karlinsky: Schwule Literatur und Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / P.Tatchell: Ten Gay Days that shook East Berlin / M.Eggert: Wie es begann. Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / G.Dworek: Zwei Irrenärzte kommentieren Karl Heinrich Ulrichs / M.Herzer: Unser Ulrichs-Autograph. **Heft 3/1990 [= Nr. 9]:** J.C.Féray & M. Herzer: (Homo-)Sexualwissenschaft und Politik bei Karl Maria Kertheny / M. Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis / R.Wolfert: Mauritz Stillers Vingarna - Stockholm 1916 / Buchbesprechungen: Hodges, Alan Turing Enigma / Werner, Otto Warburg / Günther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175. **Heft 4/1990 [= Nr. 10]:** B.U.Hergemöller: Das Verhör des »Sodomiticus« Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachtaufereischen Münster / E. Walser: Zur Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 und ein Rückblick auf 1942 / M. Herzer: Ludwig Renn / D. Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / **Buchbesprechungen:** Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm der Tennisbaron. **Heft 1/1991 [= Nr. 11]:** M. Herzer: Strafkate von Cramm, Berlin 1938 / M. Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit / Bernd-Ulrich Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol - Verwirrungen und Verwechslungen / **Buchbesprechungen:** Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler. **Heft 2/1991 [= Nr. 12]:** H. Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / B.U. Hergemöller: Hans Giese und Martin Heidegger / J.A. Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme im Theaterrestaurant Lantsch, Berlin 1880 / G.Knoll: »Le Palladion« - Eine unfreiwillige Philologensatire aus Bremen zu einem komischen Epos Friedrich II. von Preußen / **Buchbesprechungen:** Åskulap oder Mars? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tüchel, Columbia-Haus. **Heft 3/1991 [= Nr. 13]:** W.Kuhn & K.v.Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbiahaus und Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / K.W.Böhm: »Erfüllung einer Lebenssehnsucht« / H.Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows »Hiawatha« / A. Schmitt: Social Constructivism, good bye! / M.Herzer: »Schutzhaftfälle« 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / **Buchbesprechungen:** Ringdal, Lystens død? / Werner, Mauritz Stiller / Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verlangen / Sinakowski, Das Verhör. **Heft 4/1991 [= Nr. 14]:** J.-C.Féray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / M. Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten und die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / P. Sniijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920 »Der Internationale Reiseführer« / **Buchbesprechungen:** Röhl, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Derks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall. **Nr. 15, April 1993:** M. Herzer: Corydon und Vice allemand / A. Got: Le Vice organisé en Allemagne / A. Got: »Anders als die Andern« / N. Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / N. Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« / G. Apollinaire: Ein Augenzeuge der Beerdigung Walt Whitmans / G. Apollinaire: A propos de Walt Whitman / W. Benjamin: In einem Pariser Schwulenbordell / A. Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman / **Buchbesprechungen:** Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität. **Nr. 16, Dezember 1993:** J. Miller: Der Wille zum Wissen. Foucault in Kalifornien / M. Herzer & F. Wagner: Homosexualität und Wahrheit / J.A. Kuhn: Der »Moabiter Löwe« als Emblem der Zeitschrift »Die Freundschaft« / **Buchbesprechungen:** Kugel, Der Unverantwortliche / Greene-Gantzberg, Herman Bang og det fremmede / Hutter, Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens. **Nr. 17, September 1994:** M. Keilson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich / A.Brand: Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175 / H. Sulzenbacher: »Man bekommt aber den Eindruck, als ob Ulrichs nicht recht normal wäre.« / K.H.Ulrichs: Eingabe an das K.K. Justizministerium / M. Herzer: Sandor Ferenczi / S. Ferenczi: Über sexuelle Zwischenstufen / B. Schällicke: Die Ambivalenz schwuler Sieger / **Buchbesprechungen:** Homosexualität in der NS-Zeit / Herzer, Magnus Hirschfeld. **Nr. 18, Februar 1995:** M. Herzer: »Ungewöhnliche Liebesgeschichten« - Ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren / F.A.Adolf: Ungewöhnliche Liebesgeschichten (Berlin 1906) / A.Zinn: Zur sozialen Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten / Expertus: Die »Ausrottung« der Homosexuellen im Dritten Reich (Pariser Tageblatt 1.1.1935) **Nr. 19, Juli 1995:** W.v.Rosen: Mänens Kulor, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark / W.v.Rosen: Antikritik, das Homoerotische ist das Homoerotische / M.Herzer: Stimmen aus dem WhK zum Sex mit Kindern / M.Herzer: Zu einem Brief von S.Freud an M. Hirschfeld vom 2.11.1911 / **Buchbesprechungen:** Sternweiler, Und alles wegen der Jungs / Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung / Balsor u.a., »Himmel und Hölle.« **Nr. 20, November 1995:** M.Herzer u. A.Sternweiler: 100 Jahre Schwulenbewegung / B. Jellonnek: Homosexuelle im Dritten Reich / H. Detering: Falsche Party / M. Herzer: Der Naturforscher und Dichter Carl Bolle / C. Bolle: Suchen und Finden / R. Wolfert: Zum Briefwechsel Hirschfeld-Björnson / M. Herzer: Schwule Sintenis-Schwärmer / H. Siemen: Brief an R.V.Cafiero, 1943. **Nr. 21, März 1996:** J. Steakley: Film und Zensur in der Weimarer Republik (Der Fall *Anders als die Andern*) / M. Schuster: Zur Erinnerung an Walter Spies / M. Herzer: Antisemitismus und Rechtsradikalismus bei Adolf Brand / **Buchbesprechung:** Grauvogel, Theodor von Wächter.

EINIGE ÄLTERE HEFTE SIND NOCH BEIM MUSEUMSVEREIN GEGEN EISENDUNG VON 5 DM PRO STÜCK ERHÄLTlich.